

# Vorwort

Die Schilderung meiner Fahrt um die Erde ist eigentlich mehr den Anregungen von Genossen zu verdanken als mir. Von der Absicht, meine Reiseerlebnisse zusammengefaßt zu veröffentlichen, hatte mich die große Zahl schon vorhandener ›Weltreisen‹ abgebracht, da sie mir für das Bedürfnis der Leserwelt mehr als ausreichend schien. Erst die Durchsicht einiger dieser Werke bestimmte mich, meinen ursprünglichen Plan wieder aufzunehmen und damit die Wünsche meiner Freunde zu erfüllen.

Unter den von bürgerlichen Leuten stammenden ›Weltreisen‹ befinden sich unbestreitbar auch für den Arbeiter recht lesenswerte Bücher. Neben den leichten Erzeugnissen witziger Weltbummler

und den Geschichten von ›Handwerksburschen‹ bleibt noch ein Rest, woraus viel über fremde Länder und Völker zu lernen ist. Allein auch diese widmen dem arbeitenden Volke nur kurze Abschnitte, sprechen wenig oder gar nicht von dem Leben und Streben der Arbeiterklasse, dem stärksten und wichtigsten Teil der Menschheit. Aber gerade dafür interessiert sich der denkende Arbeiter aus allbekannten Gründen am meisten. Er will getreuen Bericht haben über das Wochentagsleben, über die Sorgen und Kämpfe seiner Klasse im Ausland.

Die Bücher über das arbeitende Volk aber müssen in der Fabrik und im proletarischen Heim geschrieben sein. Die erlebten Bücher sind die besten. Und nicht nur das. Wer beschreibt, muß vergleichen. Die Schilderung einer Klasse muß die Gemeinschaft als Vergleichsmaßstab haben, wofür sie geschrieben ist, soll sie verständlich und nützlich sein. Diesen Vorbedingungen kann aber nur ein Arbeiter, so es sich um seine Klasse handelt, gerecht werden, weil er in der Welt lebt, die er schildert, als auch die Schicht aus eigener Erfahrung kennt, wofür er schreibt. Allerdings nicht ein Arbeiter schlechthin, sondern einer, der mit dem Willen nach Wahrheit sowie genügend Wissen und Scharfblick ausgestattet ist, die Ursachen der Dinge der proletarischen Welt zu erfassen. Und das kann bloß ein sozialistischer Arbeiter sein.

Zwar ziehen Tausende von Industriearbeitern hinaus in die Welt, aber sie schreiben selten oder gar nicht von den Verhältnissen des Landes ihrer Wahl. Das ist leicht zu erklären. Nach der Fabrikfront und nach der Erfüllung der Pflicht als organisierter Kampfgenosse langt es nicht mehr zu ungewohnter Tätigkeit mit der Feder. Nur unendlich wenige haben Spannkraft genug für schriftstellerische Nacharbeit. So bleibt im Schrifttum der Arbeiterklasse eine Lücke, die auszufüllen des Strebens wert ist. Diese Tatsachen mögen bei meinen Freunden mitbestimmend gewesen sein, mir die Veröffentlichung meiner Reiseerlebnisse nahelegen, und sie haben mich auch schließlich bewogen, dem zu folgen.

Auf der Reise habe ich schon eine Anzahl Artikel über das, was der Tag brachte, für französische, angelsächsische und deutsche Blätter geschrieben, die dann noch vielfach nachgedruckt wurden. Die überaus freundliche Aufnahme meiner Berichte ließ mich annehmen, daß dafür ein wirkliches Bedürfnis besteht. Ein Teil dieser Arbeiten

konnte nach einiger Umarbeitung und Einstellung der neuesten amtlichen Zahlen hier mit verwendet werden.

Dieses Buch will vor allem das gegenseitige Verstehen der Proletarier aller Länder fördern sowie Arbeiter ebenfalls zum Besuch der internationalen Hochschule des Lebens, zu gleichem, zu besserem Tun anspornen. Wenn das erreicht wird, dann hat das Buch seinen Zweck erfüllt.

Meinen Klassengenossen, Werkstattkameraden und Parteifreunden in den fernen Ländern hiermit vielen Dank und brüderlichen Gruß.

Stuttgart, im November 1913

*Fritz Kummer*

# Dritter Teil

## Im Lande der aufgehenden Sonne

### Japans Umwälzung

Welche Veränderung der Dinge! Noch vor einem knappen halben Jahrhundert durfte kein fremdes Schiff wagen, an Japans Küsten Anker zu werfen. Und heute liegen die Fahrzeuge aller Länder friedlich in den japanischen Häfen. Die Nachfahren des Jesuitenpaters Francis Xavier (1549) wurden mit stark wechselnden Gefühlen empfangen. Trotz aller Schwierigkeiten gelang es, Eingeborene zu bekehren. Die Erfolge machten die Priester dreist und vorlaut: nach ihnen käme der Papst, um das Land zu unterwerfen. Dieses und noch vieles andere führte zu einer Christenverfolgung durch die Asiaten, die an Blutigkeit, Gemeinheit und Wahnsinn der heiligen Inquisition gleichkam. Große Belohnungen wurden ausgesetzt für Mitteilungen

über die ausländischen Mönche; Christen und Christentum wurden als Jakio (schlechter Weg, üble Art) gebrandmarkt.

Die mit unendlicher Geduld und Nachgiebigkeit angeknüpften Handelsbeziehungen wurden vernichtet. Nur noch drei holländische Schiffe im Jahre durften im Hafen von Nagasaki ankern. Sie hatten sich schmähhlicher Behandlung und entehrender Durchsuchung zu unterwerfen. Den Angestellten der holländischen Handelsgesellschaft wurde ein Inselchen überlassen, wo sie beinahe wie Gefangene behandelt wurden. Durch die vollständige Vernichtung der Verbindungen mit dem Ausland, Zurückweisung der Fremden sowie Vernichtung der Christen wurden die Vorbedingungen geschaffen für einen langen inneren Frieden. Diese Zeit (1600 bis 1867), die in scharfem Gegensatz zu dem vorhergehenden, durch Krieg und blutige Schrecken ausgefüllten Jahrtausend stand, wird von den japanischen Schriftstellern der ›Große Friede‹ oder auch der ›Lange Schlaf‹ genannt.

Bis zur Eröffnung Japans, und noch darüber hinaus, war das japanische Volk in viele scharf abgegrenzte Kasten eingeteilt. An der Spitze des Gesellschaftsbauers leuchtete ein Janusgesicht, dessen eine Seite die göttlich-ohnmächtigen Züge des Mikado, die andere die grimmig-herrischen Gesichtslinien des Schogun (Militärkaiser) zeigten. Unter dieser Spitze standen an die 270 Daimios (Feudalherren), die sich ihrerseits auf einen anderthalb Millionen starken Kriegerhaufen, die Samurais, stützten. Diese zusammen bildeten die herrschende, die nichtarbeitende Klasse. Sie lebten in verhältnismäßiger Üppigkeit und fast ständiger Muße. Für sie hatten die Angehörigen der anderen, ebenfalls streng geschiedenen Kasten zu fronen. Zuerst mußte für die Bedürfnisse der Herren gesorgt werden, und erst wenn diese befriedigt waren, konnten sich die arbeitenden Klassen in den verbleibenden Rest von Nahrungsmitteln teilen. In Zeiten der schlechten Ernte war die Not des gemeinen Volkes gräßlich, Hungertod eine alltägliche Erscheinung. Was kümmerte das die Herren! Der Menschen waren ohnehin zu viel; das Land war sowieso schon für die Menschenzahl zu klein.

Die große Masse des gemeinen Volkes bildeten die Bauern. Sie kannten nichts als harte Fron, Hunger, Krankheit und hündischen Gehorsam; Unwissenheit und Aberglaube waren bei ihnen allgemein. Sie bestellten das Feld, wie es zahlreiche Geschlechter vor

ihnen getan hatten: mit den Händen; Pflug und Wagen waren ihnen unbekannt. Der chinesische Bauer hatte seit langer Zeit wenigstens Schubkarren und landwirtschaftliche Geräte in verbesserter Form; zu beiden sollte sein japanischer Kollege erst lange nach ihm kommen. Selbst heute sieht man in Japan noch durch Menschenkraft bewegte Pflüge, die sich von denen der Ägypter zu Pharaos Zeiten kaum unterscheiden.

Freizügigkeit kannte der Sohn der Scholle nicht. Wo ihn der Zufall der Geburt hinwarf, blieb er sein Lebtag gekettet. Sein Dasein war an das seines Herrn geknüpft. Auf Reisen, in die Welt gehen, durfte er nicht; das war Sache der Samurais. Er lebte von der Hand zum Mund. Ließen die Herren etwas von den Früchten seiner Arbeit übrig, hatte er etwas zu beißen, wenn nicht, hungerte er. Widerstand gegen seine Bedrücker konnte ihm nicht in den Sinn kommen, Hoffnung auf Übergang in eine höhere Gesellschaftsklasse nur ein verwegener Schwärmer für erfüllbar halten. Und doch war der Wunsch, in die Kriegerkaste aufgenommen zu werden, ein heißer. Denn mit der Einrückung in diese war das Recht des Säbeltragens, das Recht über Leben und Tod des gemeinen Mannes verknüpft. Der Säbel war das Zeichen des freien Mannes, des Herrn. Erst mit der Europäisierung des Landes sollte dieser Wunsch nach dem Säbel für die große Allgemeinheit in Erfüllung gehen. Mit welcher Berserkerwut sie ihr Verständnis für das gewährte Vorrecht zeigten, beweisen die Kriege mit China und Rußland.

So elend, hungrig, geschlagen und ausgebeutet der japanische Bauer auch war, er stand sich immer noch besser als die unter ihm stehenden Schichten, nahm immer noch eine hohe Stufe in der Gesellschaft ein. Unter ihm standen die Händler, Totengräber, Gerber, dann die Eta und Hinin. Diese beiden waren die von der menschlichen Gemeinschaft Ausgestoßenen. Von den Eta mußten sieben zusammengehen, um den Wert eines einzigen Menschen zu haben; die Hinin, das heißt Nicht-Menschen, wurden überhaupt nicht als Menschen angesehen, wie ihr Name schon besagt.

Diese beiden Klassen setzten sich aus den Stiefkindern des Schicksals zusammen. Es waren zumeist durch Krankheit heruntergekommene Geschöpfe, die ihr Dasein nur noch durch Bettel fristen konnten.

Im feudalen Japan war das arbeitende Volk so an Willkürherr-

schaft gewöhnt, daß es an Empörung gar nicht denken konnte; es hatte soviel Unmenschlichkeiten, Angst und Hunger zu erdulden, daß es Scham über die Schmach oder Mitleid mit andern nicht zu empfinden vermochte. Der Anblick geköpfter Menschenleiber, die Schmerzensschreie Gefolterter, die Last der Ketten, die Hoffart der Herren, die Drangsal des Hungers und der Krankheiten waren so alltäglich, so oft gefühlt, daß Mitgefühl gar nicht keimen konnte. Jeder hatte selbst ein vollgerüttelt Maß von Schmerzen, Qualen und Sorgen zu tragen, daß keine Kraft für den Nächsten blieb. So konnte es kommen, daß die Kranken einfach hinausgestoßen, ihrem Schicksal überlassen wurden, ohne daß man sich der Unmenschlichkeit dieser Handlungsweise bewußt geworden wäre. Und wenn die Geächteten, die Eta und die Hinin, dem Hunger oder dem Säbel der Samurai zum Opfer fielen, wer kümmerte sich darum?

Dieser Zustand dauerte bis zur Ankunft des amerikanischen Admirals Perry (1853) im Hafen von Jokohama. Er beendete sehr unsanft den ›Langen Schlaf‹ des kleinen braunen Mannes. Mit den noch halb schläfrigen Schlitzaugen bestaunte er die ›weißen Teufel‹ und die merkwürdigen Dinge, die sie bei sich hatten. Sie kamen auf Schiffen, die ohne Segel gegen den Wind liefen; woraus verteufelt lange Eisenröhren hervorlugten, die Rauch und bleiernes Zeug spieen, wogegen Gott Buddha eine Heilvorschrift zu hinterlassen vergessen hatte.

Was das alles zu bedeuten hatte, wußte der kleine braune Mann nicht gleich zu sagen, immerhin, er erkannte, daß mit den Weißen, der ›zurückgebliebenen Rasse‹, Schindluder nicht mehr getrieben werden dürfe, sollten nicht große Gefahren für Land und Menschen heraufbeschworen werden. Während er geschlafen hatte, hatten sich die ›weißen Barbaren‹ Macht und Waffen geschaffen, die Achtung einflößten.

Daß die Abschließung des Landes aufgegeben werden müsse, war einem guten Teil der herrschenden Kaste klar. Wenn man sich nicht das Wissen und die Waffen der Weißen aneignete, konnte Japan das Schicksal Indiens teilen. Um diese drohende Möglichkeit zu verhindern, wurde aus der Not eine Tugend gemacht: das Land wurde den Fremden geöffnet, dann mit asiatischer Schlaueit und neuzeitlicher Eile versucht, hinter das Geheimnis der Macht der Weißen zu kommen. Japans herrschende Kaste sah in der Europäisierung das beste

Mittel, ihre eigene Machtstellung sowie des Landes Unabhängigkeit zu wahren.

Die Macht der 270 Daimios (Feudalherren) ging über auf einen Selbstherrscher, den Mikado; der Feudalismus machte einer Autokratie Platz (der später eine Verfassung angeleimt wurde). Dann wurden Kriegsschiffe und Flinten gekauft, militärische Unterweiser, Lehrer und Techniker angeheuert, Söhne des Landes studienhalber ins Ausland gesandt, Fabriken und Eisenbahnen gebaut. Als dann das heidnische Japan in zwei langen Metzeleien mit den neuen Mordwerkzeugen gezeigt hatte, daß es den weißen Völkern ›ebenbürtig‹ sei, war es für die christliche Welt zu einem Kulturvolk geworden.

Wie stand es nun eigentlich um die Kultur des ›Volkes in der Schule‹? Hatte Japan von Europa nicht bloß Mordwerkzeuge, Staatsschulden und industrielle Fronfesten, sondern auch Menschenliebe, Volksfürsorge und Bürgerfreiheiten übernommen? War es wahr, was in dicken Büchern über den Kunstsinn des Volkes, über seine politischen Fortschritte, seine große Industrie, von seiner Arbeiterbewegung steht? Oder sollten sich vielleicht die Japanbeschreiber in der Rolle des deutschen Handwerksburschen befunden haben, der für karge Verpflegung große Klafter Holz sägt? Oder sollte Lob und Tadel in einem Verhältnis zu der Masse der abgesetzten Hosenträger, Bruchbänder, Pillen, Bibeln, frommen Schriften und ähnlichen Quacksalbereien stehen?

## Die Ankunft in Jokohama

Wir sind im Hafen von Jokohama. Noch ist es Nacht, vom Morgen grauen kaum ein Schimmer. Die Schiffsbevölkerung liegt noch tief im Schlaf, als ob sie sich noch einmal tüchtig ausruhen wollte, ehe sie hinausgeht in die unbekannte Welt. Rings umher liegen Dampfer aus aller Welt; ihre Flaggen sind vorderhand nicht zu erkennen. Gleich neben uns schaukelt ein klotziger schwarzer Kasten. Vor seiner Nase lagert ein hoher Dampfer in blendend weißem Kleide. Wer ist dieser schmucke Meerriese? Der Morgenwind hilft die Antwort finden. Sachte, zärtlich neckend, umsäuselt er die Flagge des großen Unbekannten, um sie schließlich sekundenlang zu entfalten: schwarz-weiß-rot! Ein schwimmendes Stückchen Heimat in fremder Welt. Wie wohl das tut!



Aber wo ist Japan? Eine kleine Ewigkeit stehe ich nun im schwer verpönten Nachtkleid auf dem klatschnassen Deck und spähe erfolglos. Es will aber auch gar nicht Tag werden. So ist es immer: wenn man sich ein halbes Menschenalter auf eine wichtige Begebenheit vorbereitet, sie erwartet, ersehnt hat, werden einem die letzten Augenblicke zu schier unertragbaren Unendlichkeiten. Da hatte ich auf zwei Erdteilen die Bilder von Landschaften, Küsten, Städten, Dörfern und Menschen gesammelt, in mein Gehirn gepreßt, sie während des wochenlangen Schaukelmarsches durch die Wasserwüste, Stilles Weltmeer genannt, gepflegt, wieder lebensfrisch gemacht, um sie in der japanischen Welt zu Vergleich und Kritik zu gebrauchen. Und nun steht der Ausführung dieser Absichten ein schwarzgraues Dunkel im Wege!

Doch auch der Ungeduld wird Sieg. Leicht beginnt es zu dämmern. Ich erblicke einen prächtigen Strandspazierweg, von Bäumen und Gärten gesäumt, mit zwei-, drei-, ja vierstöckigen Häusern, reinen Palästen, die hohe Glasfenster und breite Steintreppen haben, von deren Ziegeldächern Flaggenmasten in die Wolken schießen. Soll das Japan sein? Ich staune heute wie damals, als ich zum ersten Male Amerika an der fundländischen Küste sah. Dort wunderte ich mich, daß die Landstraßen waren wie in Europa, mit Gräben, Steinhaufen und Bäumen; heute wundere ich mich über das europäische Aussehen der Straßen und Häuser in Japan. Aber das war nichts Japanisches, sondern die Hauptstraße des europäischen Viertels Jokohamas mit seinen großen Hotels, Gesandtschaftsgebäuden und Sitzen der Schiffsgesellschaften. Daß Japan ganz anders aussieht, sollte ich gleich erfahren.

Das Himmelsgewölbe ändert seine Farbe. Aus dem dunklen Grau wird ein liches Rot, ein glänzendes Hellgelb. Jenseits des Hafendamms wird das Wellengekräusel zu einem in tausend Verschiedenheiten glitzernden Spiegel: Mutter Sonne schiebt sacht ihren glänzenden Scheitel über die Wasserfläche. Hurtig eilen die Sonnenstrahlen über die nasse Bahn. Die Nebel flüchten eiligst vor der unwiderstehlichen Macht des Lichts. Nur in weiter Ferne, deucht einem, verminderten sie die Schleunigkeit ihrer Flucht. Noch ein leichtes Necken zwischen Nebelballen und Lichtstrahlen, ein Scharmützel zwischen Nacht und Tag: der Tag siegt.

Ein prächtiger, sanfter, ein japanischer Sommermorgen bricht an.

Eine neue, lachende, anziehende und einzigartige Welt tut sich auf; Inseln, Meerfelsen, Dünen, Buchten, Wiesen, Gärten und Felder bilden den wechsellvollen, farbenprächtigen Saum von Hügeln und Bergen, die sich in friedlicher Eintracht um einen weißköpfigen Riesen (den Fudschijama, Japans höchsten Berg) lagern. Das Naturbild ist reizend in seiner Zierlichkeit. Es hätte aus einer Puppenstube genommen sein können.

Zierlichkeit ist ein Merkmal des Landes. In Japan ist alles klein: Menschen, Häuser, Gärten, Berge, Wagen, Eisenbahnen; nur die Bäume (und die Geldstücke, die der Fremde zu geben hat) sind groß.

Nun ist's auch an Bord lebendig geworden. Den meisten Schiffsgästen ist es nach einigem Mühen gelungen, zwischen sich und die Schlafkiste eine Treppe zu bringen. Der Zauber der Natur preßt ein: ›Isn't it wonderful?‹ (ist es nicht wundervoll) durch die Zähne der überall mit ihrem ekligen Stecken Nationalstolz wandernden Yankees. Eine allgemeine Erregung greift Platz. Selbst die gelassnen Engländer und eiskalten Quaker und Shaker (Missionare) können sich ihr nicht entziehen. Alles jauchzt und schreit und rennt und packt die Koffer. In der Aufregung geht selbst das wichtigste Zeichen, das der glückliche Seereisende kennt, der Ruf zum Essen, verloren. Jetzt ist weder Zeit noch Muße, sich mit einer so gemein menschlichen Sache aufzuhalten. Man möchte hinweg, hinüber ans Land fliegen, um die so verlockend angekündigten Wunder in nächster Nähe zu schauen. Noch darf niemand fort; der Hafentarzt muß erst die Ankömmlinge untersuchen. Erst der Einzug der hoch oben flatternden gelben (Quarantäne-) Flagge erlaubt den Auszug der Fahrgäste.

Laute Stimmen dröhnen an den Schiffswänden entlang. Ein Blick über Bord zeigt, daß sich inzwischen unten am Schiff eine Masse Menschen angesammelt hat. Eine große Zahl Sampans (Boote der Eingeborenen) ist angekommen. In diesen schwankenden Nußschalen stehen aufrecht die Bootsmänner, kleine braune Gestalten, und häßlich obendrein. Denn Strupphaar, Schlitzaugen, vorstehende Backenknochen und dergleichen wird ein Kaukasier schwerlich für Zeichen männlicher Schönheit halten. Ihre Kleidung ist zwar nicht einzigartig. Abgesehen von dem großmächtigen Strohhut, der an die Spitze eines runden Strohschobers erinnert, war ihre Gewandung schon dem biblischen Adam bekannt. Da für Japaner Feigenblätter

zu viel Deckfähigkeit haben, wird anstatt dieser ein Tuchstreifen zwischen den Gehwerkzeugen durchgezogen und an einem Hüftengurt befestigt. Dadurch wird auch den bössartigen Insekten die Niederlassung an edlen Plätzen verboten, was im Paradies nicht nötig war.

Die Sampans erregen Neugierde. Welchen Zweck hat das Häuschen, diese eingelegte Sänfte, am Ende des Bootes? Es ist der Aufenthaltsort des Gastes. Bei Sturm und Wetter schlängelt er sich da hinein, schließt die Tür und den Schiebeladen am Dache. Der Bootsmann steht hoch aufgerichtet hinten am Ruder. Wie närrisch da gerudert wird! Anstatt daß das Ruder im Winkel zur Längsseite des Fahrzeuges läge und direkte Stöße gegeben würden, liegt das Ruder, eine sehr lange Stange mit flachem Brett am Ende, in Fahrtrichtung und wird leicht hin und her geschwänzelt. Es scheint, als ob diese Art Ruderei die nämliche Wirkung hätte wie das Kreuzen eines gegen den Wind fahrenden Segelschiffes.

Auch schmucke Motorboote kommen herangeschnurrt und keilen sich zwischen die Sampans. Während die Bemannung der Motorboote zu den Kajütenmenschen hinaufschreit, knüpfen die Sampanleute mit den Zwischendecklern (Japanern und Chinesen) Geschäftsverbindungen an. Aber weder die einen noch die andern lassen die gelbe Flagge aus dem Auge. Wie diese von ihrer lustigen Höhe herabsteigt, stürzt die Mannschaft von den Booten die Treppen und Leitern herauf. Man wird einfach überfallen. Zwanzig Hotelmenschen sprechen gleichzeitig auf einen ein. Sie sprechen in allen Sprachen und man versteht sie doch nicht. Der Wortschwall verblüfft, ängstigt. Man zieht sich rückwärts. Und so tut der Hotelmenschen troß. Doch nur, um einen ganz im Kundenfang Geriebenen allein vorzuschicken: »Vertreter des Grand Hotel, feinste Lage, billigste Preise!« knallt es mir an die Ohren.

»Wieviel den Tag?« frage ich.

»Neun Jen.« (1 Jen = 2 Mk.)

»Wieviel Mahlzeiten?«

»Drei.«

»Wieviel Gänge jede Mahlzeit?«

»Zehn.«

Nur 18 Mark den Tag – ohne Trinkgeld und Getränke natürlich – ist eigentlich wenig. Aber dafür auch nur  $3 \times 10 = 30$  Gänge täglich.

Na, schließlich ist der Magen eines deutschen Handwerksburschen daheim auch nicht überladen worden. So nehme ich denn an. Die nächste Minute findet mich mit Gepäck im Boote. Noch einen schwermütigen Abschiedsblick auf die gastliche ›Asia‹ – und wir schnurren dem Zollhaus zu.

Die Rücksichtslosigkeit der amerikanischen Zollbeamten sieht man glücklicherweise hier nicht. Im ›herrlichsten Lande der Welt‹ – Amerika – werden bei der Zollnachschau die Koffer aufgebrochen, zerhackt, gestülpt, die Lumpen herumgewühlt, herausgeworfen, wobei nach Noten geschant und gespuckt wird. In Jokohama geht's sittsam, zärtlich zu. Sachte werden die Koffer hingestellt, behutsam der Inhalt gemustert. Gründlich wird auch hier nachgesehen. Besonders auf Tabak und Zigarren geht die Jagd. Das Warum wird verständlich, wenn man hört, daß ein Zoll von 350 v. H. auf diesem Unkraut liegt. Daß in meinem Felleisen die Suche nach Edelsteinen, Perlen, Goldstangen, Damastwesten, seidenen Unterhosen und Schneuztüchern gänzlich ergebnislos verlaufen müsse, hatte ich mir schon längst gedacht; aber der Zollmensch brauchte doch eine Viertelstunde, sich meine Einsicht anzueignen. Er malte einen Hühnerfuß auf meine Kiste und entließ mich, gnädiglich schmunzelnd. So steuerte ich hinaus, neuen Zielen entgegen. Geradewegs der Stadt zu.

Die Erfüllung der großen Erwartung war nun doch nahegerückt. Es drängte mich, dieses eigenartige Land, worüber ich so viel gelesen hatte, mit eigenen Augen zu sehen; vor allem brannte ich darauf, meine gelben Klassengenossen kennenzulernen. Wie sie wohl lebten und stritten? Wie wird sich wohl der erste Kollege vorstellen? Wann werde ich mit ihnen zusammenkommen? Welchen Eindruck – – – Rikscha! Rikscha! Rikscha! – Nanu, wer schreit denn so?

Ein Dutzend brauner Gesellen fliegt auf mich zu. Jeder zieht ein leichtes zweirädriges Wägelchen hinter sich her. Im Nu haben sie mich umzingelt. Immer dichter schließen sie den Kreis. Die Wagendeichseln drohen mich aufzuspießen. Allem Anschein nach wollen sie mich mit ihrem Wagen in der Stadt herumfahren. Mit einem deutschen Handwerksburschen müssen sie noch nicht zusammengekommen sein, denn sonst wüßten sie sicherlich, daß dieser bestimmte Gründe hat, die Einladung zu einer Lustfahrt rundweg abzulehnen.

Wir grinsten uns gegenseitig an. Meine abwehrende Handbewegung wurde recht mißverständlich aufgefaßt. Anstatt daß sie darauf

den Rückzug angetreten hätten, drängten sie sich nur noch enger um mich. Schließlich deutete ich auf meine Beine. Das half ein wenig. Einige entfernten sich, ihr Wägelchen rückwärts aus dem Kreise schiebend. Sie hatten mich verstanden. Der Rest aber schien noch stark daran zu zweifeln, ob ich mit meinen Gehwerkzeugen imstande sei, den Fahrpreis, 15 Pfennig den Kilometer, selbst zu verdienen. Ihre beharrliche Ungläubigkeit hieß sie, mir stundenlang zu folgen.

Das waren also die Rikschaleute. Viel Günstiges hatte ich nicht über sie gehört. Sie sollten ihre Fahrsätze allzusehr nach oben abrunden und dazu noch ein Trinkgeld von der Höhe des Fahrpreises fordern. Gram konnte ich ihnen deswegen nun nicht gerade sein. Sie folgten nur jenem naturgesetzlichen Trieb, mit dem Überfluß anderer die Leere des eigenen Beutels auszugleichen. Und dann brauchte mir vor einem Versuch, den Beutel der Weißen zugunsten des Beutels der Gelben zu entlasten, nicht bange sein, schon weil bei mir nicht viel zu entlasten war. Alles recht gut und richtig, aber zum Fluchen haben mich die Rikschaleute doch oft gebracht.

Die Rikscha verdankt Japan einem fremden Missionar. Er baute ein Wägelchen für seine kranke Frau, das die Japaner schnell aufgriffen und ›Jinrikscha‹ oder ›Kuruma‹, das ist Mannkraftwagen, taufte. Dieses leichte Wägelchen war und ist heute noch für den größten Teil des Mikadoreiches das einzige Beförderungsmittel. Wagen und Schubkarren kannte das alte Japan nicht; seine Bewohner gingen zu Fuß, ihre Waren schleppten sie auf dem Rücken.

Der Andrang zum Rikschaberuf ist groß. Er bildet für verarmte Bauern, beschäftigungslose Feldarbeiter, für Soldaten und Krieger, die vom Vaterland mit leerem Magen entlassen werden, die einzige Hoffnung. Gewiß sind in diesem Erwerbszweig keine Schätze zu sammeln. Die Kleidung der Rikschaleute: Strohhut, Badehose und Laufsocken oder Bastsandalen, kann nicht als Zeichen der Wohlhabenheit gelten. Es muß Tag und Nacht, bei Wind und Regen, arbeitsbereit auf der Straße gestanden werden. Viele gehen in ihrem Dienst an Lungenkrankheiten zugrunde. Aber die andern Arbeiter Japans haben es noch schlechter. Selbst wenn das Glück täglich nur zwei Fahrgäste und damit, sagen wir, 50 Sen (= 1 Mk.) in den Beutel bringt, hat der Rikschamann immer noch so viel, wie viele Fabrikarbeiter bei vierzehnstündiger Fron. Dann verhindert der Beruf nicht, liebgewordene Gewohnheiten zu pflegen. Zwischen den Fahrten bleibt Muße genug

zum Niederhocken am Straßensaum, ein bißchen zu plaudern, das Pfeifchen zu schmauchen sowie dem Reistopf zuzusprechen.

Die Rikschaleute bilden die stärkste Gruppe unter der japanischen Arbeiterschaft. Sie setzt sich aus jungen, kräftigen Burschen zusammen. Der Geist der Unabhängigkeit sowie das Gefühl der Zusammengehörigkeit ist bei ihnen verhältnismäßig gut entwickelt. Sie haben zwar keine Organisation, aber wenn es gilt, den Fahrpreis zu erhöhen oder gegen die Ausdehnung des Straßenbahnnetzes Stellung zu nehmen, sind sie einig.

Der Rikschamann mit seinem Wägelchen ist überall zu sehen, am Strande, in den Bergen, in Städten, Dörfern, Gäßchen und Plätzen, besonders aber vor den Türen der europäischen Hotels. Das Erscheinen eines Fremden bringt ein Dutzend Rikschaleute in Galopp. Er, der die Eindrücke der fremden Welt allein, in Ruhe und Beschaulichkeit genießen will, winkt ab. Sie kehren um, nehmen ihr Wägelchen bei den Deichseln und folgen. Zurückweisung durch Wort oder Gebärde wird als Anwerbung aufgefaßt, Stillschweigen desgleichen. Wenn auch einer nach dem andern zurückbleibt, einer bleibt bestimmt, folgt wie ein treuer Fridolin. Bei jedem Halt an einem Schaufenster kommt er herangerannt und fragt: »Du willst bald meinen Wagen haben?« Beim Besuch eines Ladens tritt er mit ein, schreit die Verkäufer zusammen, wie wenn er als Führer bestellt wäre und schärft nebenbei dem Ladeninhaber ein, seine Gebühr (für die Zuführung des Fremden) auf den Warenpreis zu schlagen. Den ekelhaften Burschen zu versetzen, ist vollständig aussichtslos. Am Ende heischt er seinen Lohn. Weigerung bringt sofort einen Haufen seiner Zunft zusammen. Die widerliche Lage sucht man durch schleunige Zahlung zu beenden.

An manchen Orten sind die Fahrsätze der Rikschaleute in englischer sowie in japanischer Sprache angeschlagen. Das hat aber keinen Wert. Der Fremde, der nur den festgesetzten Satz zahlen wollte, könnte üble Erfahrung machen. Reisehandbuchschreiber raten, bei jeder Fahrt gleich 50 v. H. als Trinkgeld zu geben. Ob man nun diesen einfältigen Rat befolgt oder mehrmals 50 v. H. Trinkgeld gibt, nie wird man die Kerle ohne häßliche Auftritte los. Man muß schon geraume Zeit im Lande sein, ehe man so viel Geduld, Erfahrung und Frechheit gesammelt hat, wie die Überwindung solcher Widerwärtigkeiten erfordert.

Als im Jahre 1853 der amerikanische Admiral Perry auf der Höhe von Jokohama ankerte, war dieses ein elendes Fischerdorf, so unbedeutend, daß den Fremden, als man sich über die Eröffnung des Landes geeinigt hatte, das weiter landeinwärts gelegene Kanagawa zugewiesen wurde. Da dieses an der Heerstraße lag, worauf die Feudalherren mit ihren bewaffneten Schlaraffen gen Tokio zu Eid- und Dienstleistung zogen, sah sich die japanische Regierung, um Reibereien zwischen Fremden und Eingeborenen hintanzuhalten, veranlaßt, die Fremdenansiedlung mehr seewärts, nach Jokohama, zu verlegen. So wurde dieses dank der Kraftentfaltung, dem Reichtum und der Arbeit der Fremden bald zum wichtigsten Hafenplatz Japans. Die leichten Bretterbuden machten steinernen Häusern Platz, die Papierlaternen der elektrischen Lampe. 1887 wurde die Wasserversorgung und 1905 die elektrische Straßenbahn gebaut. Die Bevölkerung stieg (1910) auf 399000, worunter sich 6716 Ausländer befinden. Der Reichtum der fremden Ansiedlung wirkte wie ein Magnet auf die Eingeborenen. Auf der Hinterseite der Stadt wuchs schnell japanische Industrie. Heute gibt es wohl nicht viele japanische Häuser in Jokohama, wo nicht gewerblich gearbeitet wird.

So lehrreich nun auch die täglichen Streifzüge durch Jokohama waren, ich kehrte immer wieder gerne ins Grand Hotel zurück. Bei der großen Hitze war seine vom kühlen Seewind bestrichene Veranda doch noch anziehender. Zur Nachmittagsstunde sammelte sich dort eine aus Weltbummlern, Handelsherren, japanischen Kaufleuten und einem Schlossergesellen bestehende Gesellschaft. Sie tauschten ihre Erlebnisse in fremden Ländern aus. Durch eine mehrtägige Unterhaltung war hier mehr zu lernen als durch mehrjähriges Bücherlesen. Der Wirt sorgte durch mannigfaltige und gute Speisen für das leibliche Wohl der Gäste. Die Kühlung des Speisesaals wurde mittels großer, an der Decke schaukelnder Fächer bewerkstelligt. Sie waren durch einen Strick miteinander verbunden, dessen Ende durch die Wand führte und draußen von einem Hausknecht fortwährend gezogen wurde. Soweit alles recht gut, nur war wenig Japanisches vorhanden.

Ein Volk kann nur in seinem Heim und bei der Arbeit kennengelernt werden. Die Bestätigung dieses Erfahrungssatzes stieß hier auf ungeahnte Hindernisse. Der Bekannte, der mich am Landesteg ab-

holen wollte, war nicht erschienen, und der, der mich gleich nach der Ankunft zu besuchen versprochen hatte, mußte sein Versprechen vergessen haben. Doch wenn die Not am größten, ist usw.

Am dritten Tage früh sitzt im Empfangszimmer ein Fremdling, der sich mit seiner Kleidung nun nicht gerade auf der Linie des Gentleman bewegte. Er war barfuß – seine Trittlinge hatte er außen am Tore stehen lassen –, nur mit Kimono bekleidet, aus dessen Unterteil die bronzebraunen Gehwerkzeuge höchst unappetitlich hervorlugten. Die Misses und Mademoiselles hielten die Finger über die Augen, um das Erzeugnis japanischer Natur in unauffälliger Weise besichtigen zu können. Wie und warum kam diese unhochzeitlich gekleidete Gestalt hier herein? Meine Gefühle wurden auch nicht rosiger, als der Kellner berichtete, der Fremde wünsche mich zu sprechen. Erschreckt eile ich zu ihm: Genosse K.! Nach kurzer Begrüßung hört er, daß ich sofort eine Wohnung bei einem Arbeiter in einem Arbeiterviertel brauche. Das sei sehr schwierig; er selber wisse nichts, aber er habe in Tokio einen Freund, der in Amerika englische Worte, amerikanische Erfahrung und güldene Batzen gesammelt habe, der zwar auch nichts wisse, aber doch vielleicht Rat schaffen könne. Also: Auf nach Tokio!

Die nächste halbe Stunde fand uns am Bahnhof. Schimbun! Schimbun! Schimbun! dröhnte es uns dutzendfältig entgegen, als wir die Halle betraten. Uninteressant konnten die Verursacher dieser Schreierei nun eigentlich nicht genannt werden, wenn auch der beste Teil für die Ehrenmitgliedschaft der internationalen Brüderschaft der Ungewaschenen sicherlich reif und aller Kleidung sehr unvollständig war. Die meisten waren mit einst nicht ausbesserungsbedürftigen Bastsandalen beschuht. Die Vorzüge des Mittelbaues ihres bronzebraunen Leibes bedeckte ein Lappen, so eine Art Badehose, woran aber nicht bei allen Alter und Gebrauch genug Öffnungen für Luft und Schweißdunst ausgespart hatten. Auf der struppigen Krone schaukelte ein mit Tuch gefüttertes großes Strohdach – oder auch nicht.

Das waren Zeitungsverkäufer. Die Bündel bedruckten Papiere auf dem linken Arme ließen es leicht erraten. Kaum hatten sie den Fremdling, den ›Ijin‹ (fremder, eigenartiger Mann) erblickt, rannten sie wie besessen auf ihn zu, umringten ihn immer enger und boten mit unverständlichen Worten ihre papierene Ware an.



Auf einen solchen Überfall war ich nicht gefaßt. Ich wollte dagegen Verwahrung einlegen. Doch zu mehr als zur Absicht langte es nicht. Den braunen Gesellen böse sein, war platterdings unmöglich, denn ihre braunen Gesichter grinsten gar zu freundlich zu mir empor. So blieb mir nichts weiter übrig, als meinen Gesinnungsadel zu zeigen: Leben und leben lassen! Viel konnte die Betätigung dieses edlen Grundsatzes hier ohnehin nicht kosten. Ich spendete ein Nickelstück. Dafür gab es pünktlich ein Blatt und plötzlich freien Weg.

So schnell, wie sie gekommen, fleuchten diese geschäftseifrigen Burschen davon. Und so tat ich.

Hinter dem Fahrkartenschalter stand eine liebliche Maid. Sie lächelte mir unsagbar zärtlich zu. Ich fand das sehr nett von ihr. Nachdem ich den Fahrpreis und zwei Sen (= 4 Pf.) Fahrkartensteuer entrichtet hatte, schob sie mit der Karte auch ihr niedliches Plattnäschen durchs Schalterloch. Dies nicht etwa, um zu schäkern, behüte – dazu war der europäische Jüngling viel zu ungehobelt –, sondern um das glänzen zu lassen, was man in Japan englische Sprache nennt.

Neben mir steht ein Hauptmann in voller Uniform. Sachte legt er ein buntes Bündel, woraus Windeln und Milchflaschen lugen, auf den Schaltertisch. Hinter ihm in artiger Entfernung die Frau Hauptmann mit der jungen Brut. An ihren Flanken hängen zwei Schlingel, die den mütterlichen Kimono viel weiter auseinanderziehen, als es die Sittlichkeit erlaubt. Der auf den Rücken geschnallte zappelnde Stammhalter benutzt ihre brezelartig angerichtete Haartracht als Turngerät; der in den Armen liegende Säugling versucht an den mütterlichen Brüsten die junge Muskelkraft. Vor mir stetzt eine Jungfrau in europäischen Kleidern auf japanischen Holztrittchen, daneben ein Sohn des Landes in schwarzem Gehrock und einem Zylinderhut, der anno 48 schon aus der Mode war. Wenn die Japaner ihr Äußeres europäisch kleiden, glauben sie es auch so mit ihrem Innern tun zu müssen: oft füllen sie ihren weniger widerstandsfähigen Speisebehälter mit Bier und Saké (Reisbranntwein) und gleich darauf ihre Zylinderhüte mit dem, was ihr Magen nicht anzunehmen für gut findet. So wird wenigstens erzählt.

Die Eisenbahnen sind alle schmalspurig. Die Bänke in den Wagen sind an der Längsseite. An den Fensterscheiben sind weiße Striche quergezogen, um damit dem nicht an Glasscheiben gewöhnten Sohn

des Landes klarzumachen, daß er mit Hindernissen zu rechnen habe, wenn er den Kopf durchs Fenster stecke, ohne es vorher zu öffnen. Mitreisende Händler schreien ihre Waren aus; Mädchen vertreiben sich die Zeit mit Füllen und Leeren von Luftkissen; Männer haben ihre Kimonos einen Meter höher gezogen als es das Muckerauge gerne sieht oder reiben sich mit Seidenpapier die Stellen, wo Hitze am ersten Schweiß treibt; Zugdiener bieten Holzkistchen mit Reis sowie Teekännchen und Pantöffelchen an; Studentinnen und Schüler ziehen, kaum sitzfertig, Bücher hervor, zumeist englische Lehrfibeln, damit der Fremdling ihren Fleiß merke.

Das Zügler rollt wie besessen davon, so daß ein Mitlaufen schier unmöglich wird. In jedem Dorfe wird gehalten. Auf allen Haltestellen stehen große Tafeln, worauf die Sehenswürdigkeiten: Plätze, ein Tempel, ein Grab und ein Wasserfall, verzeichnet sind, die die nächste Umgebung besitzt. Die Fahrt geht durch prächtige Fluren, an grünen, fein waagerechten Reisfeldern, niedlichen Gärten und schmutzigen Dörfern vorüber. Rechts in naher Ferne das Meer, links gebirgiges Gelände, Wald und Teiche. Das Landschaftsbild ist reich an Abwechslung. Es würde noch bedeutend schöner sein, wenn es nicht durch unzählige Anzeigeschilder entstellt wäre. Je mehr wir uns der Hauptstadt nähern, desto dichter werden Fabriken, Blechschornsteine und Rauch.

Im Zuge entwickelte ich meinem Begleiter meine Absichten, daß ich bei einem Arbeiter zu wohnen wünsche, Fabriken besuchen und darin arbeiten wolle; daß ich die Gewerkschaftsbewegung zu studieren beabsichtige, wovon ich fast jede Woche neue Taten gelesen habe. Vor allem aber wolle ich die treibenden Kräfte untersuchen, die es in so wunderbarer Weise fertig gebracht hätten, daß sich ›Japan von selbst, nicht nur zum Kapitalismus, sondern schon zum Sozialismus entwickelt‹ habe. Er quittierte mit unbestimmbarem Schmunzeln.

Nach fünfviertelstündiger Fahrt waren wir schon am Ende des 28 Kilometer langen Weges, auf dem Tokioer Bahnhof Schimbaschi angekommen. Vor dem verwetterten Gebäude kamen die Rikschaleute angelaufen. Mein Führer winkte kurz ab. Er hastete voraus, ich hinterdrein.

Nach einem heißen Marsch durch Gäßchen und Gassen, die mit spärlich gekleidetem Volk, Gerümpel und Schmutz überladen waren, machten wir an einem Holzgebäude halt. Das war eine Druckerei.

Die langen Setzkasten im Innern ließen es erkennen. Hier mußte der Freund wohnen. Wir stiegen eine knarrende Treppe hinauf. In einem Raum, der an ein verlassenes Gartenhaus erinnert, hockten wir ab. Ein Mädchen, der europäischen Schätzung nach vierzehn Jahre, stelte drollig knicksend herbei und verschwand ebenso mit unseren Karten. Bald kam es mit zwei Fächern und fein gehobeltem Eis wieder. Schließlich erschien auch, in tadelloses Weiß gekleidet, der Druckereibesitzer. Er freute sich, daß seine Offizin sogar von einem Deutschen für besuchswert gehalten werde. Die Unterhaltung drehte sich um alle möglichen Fragen, nur nicht um die brennende Zimmerfrage. Ich mahnte meinen Begleiter. Als Antwort folgte eine Einladung in die Setzerei. Eine Schar halbnackter, nein, fast ganz nackter Gesellen starrte mich an. Das waren Jünger Gutenbergs. Sie arbeiteten in größter Gemächlichkeit und Umständlichkeit. Als mir gesagt wurde, daß die Setzer 90 bis 100 Sen (= 1,80 bis 2,20 Mk.), deren Gehilfen halb so viel für zehn bis zwölf Stunden erhalten, begriff ich ihre gemütliche Arbeitsweise ein wenig.

Interessant ist die Art der Setzerei. In Japan hat man statt der 25 mehrere tausend Schriftzeichen. Die chinesische Silbenschrift, zu der noch die rein japanischen Zeichen kommen, verlangt mindestens 2000, für bessere Druckereien 6000 Schriftzeichen. Diese Masse ist in mächtigen Kästen gestapelt. Ein Mann liest den Schriftsatz, ein anderer sammelt die Zeichen und legt sie in den Kasten, den eine Hilfsperson, gewöhnlich ein kleines Mädchen, hinterherschleppt. Ist so der Satz beisammen, werden die Platten angefertigt wie anderswo. Im Gegensatz zu den Männern sind die kleinen, vielleicht zwölf bis fünfzehn Jahre alten Arbeiterinnen nett gekleidet. In dem dunklen Kimono, schnurriger Haartracht und hölzernen Trittchen nehmen sie sich ganz anmutig aus. Nach der amtlichen Ermittlung schwankt ihr Lohn zwischen 11 und 20 Sen (= 22 bis 40 Pf.) den Tag.

Inzwischen hatten wir auch den Namen eines Zimmervermieters erhalten. Es wäre ein japanisches Gasthaus mit guter Kost, sauberen Zimmern und schönen Mädchen. Die glühendsten Sonnenstrahlen konnten uns nicht abhalten, das so gelobte Haus sofort aufzusuchen.

# Im japanischen Gasthaus

Das Auffinden des Gasthauses war nicht leicht. Dutzende von schmalen, etwa anderthalb Meter breiten Gassen durchwanderte ich mit meinem Führer. Wiederholt fragte er Vorbeigehende nach dem Weg. Zuweilen schien es, als ob die Welt mit Brettern vernagelt wäre. Schließlich ward die Bahn etwas freier. Die Miene meines Freundes ließ erraten, daß wir vor dem lang gesuchten Hause standen.

Es liegt am Fuße der russischen Kathedrale. An dem Torpfosten stand, wie übrigens an allen Häusern in Japan, der Name des Besitzers oder Bewohners. Ein Blick zeigte, daß es zu den besten Häusern gehörte. Die langen, zweistöckigen, sauber gehaltenen Baulichkeiten umrahmten eine landschaftliche Idylle in Westentaschengröße: zwischen Büschen, Pflanzen und Bäumen plätscherte ein Bächlein in steinigem Bett an einem Felsen und an Steinblöcken vorüber, bewacht von einer bronzenen Gottheit.

Der Hotelbesitzer bot den Gruß kniend an. Mein Begleiter tat dasselbe. Sie mußten sich beide für gewichtige Persönlichkeiten halten oder hochehrwürdige Nachrichten austauschen, denn nach jedem Wort oder Satz beugten die die Köpfe bis auf den Fußboden. Dieser Grüßerei mangelte nicht die Feinheit. Es gibt ein Spielzeug mit zwei Männchen, die sich wechselseitig bücken und aufrichten, wenn man an der Schnur zieht. Mit derselben Gleichmäßigkeit wie die Pappmänner des Spielzeuges bewegten sich der Hotelbesitzer und mein Begleiter. Die Sache wurde noch schnurriger, als Knechte und Mädchen in artiger Entfernung hinter ihrem Herrn niederknieten und dessen Rückenkrümmung und Kopfsenkung mitmachten. Die Lustigkeit des Spiels wurde für mich bald zur Peinlichkeit. Sollte auch ich meine Schuhe abstreifen, auf die Matten knien und mit dem Schädel auf und nieder wackeln? Oder sollte ich kurzerhand davonlaufen? Die Unterhaltung war lang und schien sich auf alles, nur nicht auf Zimmervermietung zu beziehen. Endlich erhob der Hotelbesitzer sein braunes Angesicht, wandte es mir freundlich grinsend zu, verneigte sich tief und rief wiederholt: ›Heih! heih!‹ Plötzlich stellte sich mein Begleiter auf die Beine und wir eilten aus der schwülen Umgebung.

Die Sache sei abgemacht: Morgen könne ich einziehen; Zimmer und Kost (Frühstück und Abendessen) solle täglich 2,50 Jen

(= 5 Mk.) kosten, wofür ich aber auch ein europäisches Gericht für ein japanisches, ja sogar Tisch und Stuhl haben werde.

Am andern Morgen hielt ich meinen Einzug. Am Bahnhof in Yokohama hatte ich meinen Koffer mit der neuen Adresse aufgegeben. Als ich in Tokio ins Hotel kam, war schon ein Bahnarbeiter mit meiner Kiste angekommen. Diese Pünktlichkeit berührte wohltuend und ebenso der Preis. Für das Bringen des Koffers waren mir in Yokohama nur 5 Sen (= 10 Pf.) abverlangt worden.

Beim Eintritt in die Vorhalle des Gasthauses gewährte ich auf der einen halben Meter vom Boden erhöhten Empore zwei kniende Mädchen. Die niedlichen Dinger grüßten mit Worten und Kopfneigungen. Offenbar hatten sie den großen Gast erwartet. Als er sich auf die Kante der Empore niedersetzte, hüpfen sie herunter und zogen ihm die Schuhe aus. Bei Gott, das war sehr artig. Dann tänzelten sie mit ihm durch einen überdeckten Hofgang in sein Zimmer. Dort knieten sie beide an der Türe nieder und verneigten sich tief, dabei artig murmelnd. Anscheinend baten sie den hohen Herrn, seine Wünsche zu äußern. Da dieser aber erst das Zimmer zu beschauen geruhte, warteten sie kniend am Eingang.

Der drei mal vier Meter große Raum war mit Strohmatten belegt. Die Ausstattung bestand aus einem 25 Zentimeter hohen Tischchen, einem Kasten, worin in einem Sandtopf Holzkohle zum Pfeifen-anstecken sowie eine Spuckbüchse aus Bambusrohr lag. Sogar ein Schränkchen war vorhanden, wozu nur noch die Nippsachen fehlten. Das Bett mußte sich irgendwo in einem Wandschrank befinden.

Der neue Zimmerherr ließ sich gut an. Er hockte auf den Boden nieder und gestattete einem Mädchen, ihm Luft zuzuwedeln, während die andere Kimono, Stühlchen und Tischchen holte. Die beiden Möbelstücke waren, abgesehen von ihrer Wackligkeit, ganz gut; für ein fünfjähriges Kind wären sie nicht zu klein gewesen.

Die erste Mahlzeit wurde gebracht. Die beiden Püppchen setzten ein mit bunten Näpflein beladenes Auftragsbrett auf den Zimmerboden nieder. Dann schoben sie das Tischchen vor mich hin und stellten die dampfenden Schüsselchen drauf. Die eine reichte mir zwei Eßstöckchen, die andere ein Stück Fließpapier. Da ein Löffel fehlte, trank ich den Inhalt des mir zuerst dargebotenen Näpfleins aus. Die Brühe schmeckte so übel nicht. Im zweiten Töpfchen gewährte ich einige Brocken Fisch in fettigem Wasser. Daß sie nicht getrunken

werden dürften, ahnte ich sofort, als mir das Mädchen die Eßstöckchen reichte. Der Versuch, mit diesen Werkzeugen die Fischbrocken auf die Speisetafel zu laden, mißglückte mehrere Male. Die Klumpen fielen zurück ins Näpflein. Das fettige Wasser spritzte an den frisch gewaschenen Kimono. Die Mädchen zogen das in meinem Brustlatz steckende Fließpapier heraus und putzten den Fettfladen ab. Das taten sie so schicklich wie erfahrene Kinderwärterinnen. Als dann die Fischesserei vollendet war, holte eines der Mädchen von draußen von der Veranda einen Holztrog herein. Er war mit dampfendem Reis gefüllt. Das eine schaufelte einen Napf voll Reis, das andere schenkte Tee ein. Ich war froh, daß es endlich etwas Richtiges zu essen gab, denn bei der Leerung der Näpflein hatte ich Hunger bekommen.

Reis und Tee! Das klingt ganz unverdächtig, ungefährlich für den Europäer, bleibt es auch, solange er es nicht zu essen hat. Allein sein Unbehagen steigt schneller, als sich die Entfernung zwischen Nase und Mahlzeit verringert. Reis, Tee, Fisch, wird der europäische Arbeiter sagen, sind nun zwar nicht verlockend, aber zur Not, als Abwechslung, mag es schon gehen. Dabei wird er bleiben, bis er zum erstenmal ein solches Gericht versucht. Das Fischzeug ist zu winzig, als daß es zum Sattessen dienen könnte. Der Tee ist nicht gezuckert, sondern so bitter, als wenn er aus Tabakblättern bereitet wäre. Und der Reis! Ja, wenn er mit Milch, Zucker, Zimt und Butter übergossen würde. Aber in Japan kommt der Reis so auf den Tisch, wie er den Wassertopf verläßt; er klebt zusammen und hat keinen appetitreizenden Geruch. Manche Japaner würzen den Reis mit einer Brühe, deren Geruch atembeklemmend ist.

Ohne Reis ist eine japanische Mahlzeit kaum denkbar. Wo man sich auch niedersetzt, erblickt man den verdächtigen Trog. Selbst wenn meine Begleiter eine »europäische« Mahlzeit nahmen, verlangten sie als Füllartikel Reis. Und welche Haufen da verschlungen werden! Ein Elefant mittlerer Größe kann nicht mehr fordern. Die Sättigungskraft des Reises scheint sehr gering zu sein, denn die Kulis, die die Reisenden begleiten, haben nach jeder Stunde Hunger.

Ohne Zweifel war der Reis, den ich erhielt, noch guter japanischer. Für die große Masse des Volkes, selbst für die Bauern, die ihn ziehen, ist er unbezahlbar. Der japanische Reis wird ausgeführt und dafür billiger chinesischer eingeführt. Selbst dieser ist für Millionen noch zu kostbar. Er wird mit Bohnenhülsen und Gerstenkleie vermischt, gekocht und gegessen.

Solange ich nicht zum Bürger dieses herrlichen Kulturlandes aufgerückt war, glaubte ich einer zusagenderen Speise als der vorgesetzten zu bedürfen. Ich setzte also eine andere Speisekarte auf: Kaffee, Brot, Butter und Eier. Das erhielt ich abends auch, sogar Messer und Gabel, und der Reistrog stand nach wie vor zur Leerung bereit. Noch mehr. Sogar drei bunte Näpfchen brachten die lieblichen Püppchen wieder angeschleppt. In einem schwammen in angenehm duftender Brühe wiederum drei Stückchen Fisch, im andern zwei Bröckchen von einer Art Schierling, im dritten ein Bündel Blätter eines Gewächses, das wohl unter dem Namen Salat verzeichnet wird. Den Inhalt der Schüsselchen hätte ich gar nicht gebraucht, wenn der Kaffee nicht so scheußlich ›sächsisch‹, das Brot nicht so rüftig, die Butter nicht so ranzig und die Eier ordentlich gekocht gewesen wären. Trotz alledem hätte die zweite Mahlzeit gut gemundet, wenn sich nicht kurz vorher eine den Appetit verderbende, überaus garstige Begebenheit zugetragen, ein Anschlag auf meine Sittlichkeit verübt worden wäre. Ich muß das gleich berichten.

In Japan wird in den bessern Häusern, wo die Einrichtung vorhanden ist, vor dem Abendessen gebadet. Das wußte ich, und ebenso, daß der, den man für den vornehmsten Gast hält, den Vorrang hat. In dem von ihm benutzten Wasser baden dann die andern der Reihe nach oder mehrere zusammen auf einmal. Daß ich der vornehmste Mann im Hause war, stand für mich fest, nur wußte ich nicht recht, wie sich die Geschichte abspielen werde.

Gegen Abend rief ich die Mädchen, wie üblich, durch Händeklatschen herbei und machte ihnen begreiflich, daß mir das Essen nicht unwillkommen sei. Anstatt meinen Wunsch zu erfüllen, antworteten sie, sich tief verneigend: »Tadaima, o-yu ga wakimaschita!« Nach meinem Verdeutschungsbuch hieß das: ›Bad, das bereit, Herr.‹ Aha, ich sollte also erst baden gehen. Dagegen hatte ich nichts in Erinnerung. Die Mädchen machten sich mit Kimono, Handtuch und Pantöffelchen marschbereit. – Die wollten doch nicht etwa mit ins Bad? Ich setzte mich wieder auf den Boden; die Mädchen knieten wieder an der Tür nieder. Sie blinzelten nach mir herüber, ich zu ihnen hinüber; ich wartete auf ihr Verschwinden, sie warteten auf meinen Gang ins Bad. Ah, ein dunkles Gefühl ließ mich ahnen, was sie vorhatten, die Herrgottsracker!

Angenehm war der Zustand wahrhaftig nicht. Zum Glück besann

ich mich, daß ich ein Mann sei und als solcher Mut zeigen müsse. Mit einem kräftigen Ruck erhob ich mich und eilte in Strümpfen dem Badhaus zu. Die Mädchen mit Kimono, Handtuch und Pantoffeln hinterdrein. Beim Vorbeigehen an den Zimmern gesellten sich noch die andern Mädchen, eins nach dem andern zu uns. Sie drängten sich hinter mir in den Baderaum. Hier angekommen, machte die niedliche Gesellschaft auch nicht die geringste Anstalt abzuziehen. Jede hatte für den hohen Gast etwas zu tun. Die eine schob die kleinen Holzkübel, womit man sich übergießt, heran, die andere prüfte die Wärme des Wassers, die dritte reichte mir eine Zahnbürste mit Schlemmkreide. Ich zögerte mit dem Ausziehen. Wie hätte ich mich im Beisein von sechs Mädchen . . . ? Nein, einfach undenkbar. Nach einigen Augenblicken der peinlichsten Verlegenheit dachte ich wieder daran, daß ich als Mann Mut zeigen müsse. Nur mit dem Auskleiden beginnen, die Püppchen werden dann schon wissen, was sich schickt!

Langsam entkleidete ich mich. Die erhoffte Wirkung blieb jedoch aus. Selbst als nur noch die letzte Hülle an den Schultern meiner Herrlichkeit hing, ließen sie keine Bewegung sehen, die als Anstand oder Mitleid hätte gedeutet werden können. Äußerst verlegen machte ich an meinem Stehkragen herum, um meiner Begleitung Zeit zu geordnetem Rückzug zu lassen; ich tat, als ob ich ihn nicht aufknöpfen könne – schwupp standen zwei Mädchen auf den Holzkübeln, trennten mir den Kragen mit einer erschreckenden Plötzlichkeit ab, blickten mich dann an, als ob sie sagen wollten: Na, willst du wohl Dankeschön sagen! Nur dank eines raschen Griffes konnte ich verhindern, daß mit dem Hemdkragen nicht auch dessen Gestelle fiel.

Die unerträgliche Lage mußte beendet werden. Als Mann mußte ich mutig sein. In übermenschlicher Ermannung umfaßte ich die sechsköpfige Gesellschaft und schob sie sanft, aber entschieden hinaus, schloß schnell die Schiebetür und keilte vorsichtshalber mein Messer unter.

Gott sei Dank, die peinliche Geschichte war glücklich vorüber. Ich hätte eben von allem Anfang an mehr Entschiedenheit zeigen müssen. Nun konnte das Baden in aller Gemütsruhe vor sich gehen. Hinten, in einer Nische, stand die dampfende Badewanne, eine Holzkiste von etwa 2 × 1 × 1 Meter im Ausmaß. Um den mir nachfolgenden Gästen das Wasser möglichst rein zu hinterlassen, wollte ich, ehe ich



in die Badewanne stieg, mich tüchtig einseifen und den Schaum durch Begießen wieder abspülen. Mit der Einseiferei gerade fertig, fährt mein Blick in die Höhe – unerhört, schrecklich, einfach gemein: sechs Plattnäschen gucken oben durchs offene Schiebefenster. Die Geistesgegenwart verließ mich nicht: mit einem Satz springe ich, Deckung suchend, in das Bad – wie ein Blitz wieder heraus, Haut darin zurücklassend. Das Wasser war so scheußlich heiß, daß ich mich am Unterkörper elend verbrüht hatte.

Eine namenlose Wut erfaßte mich; eine zentnerschwere Last von Scham warf mich schier auf den Hinterbauch. Vor Wut, aus Rache hätte ich etwas Entsetzliches, etwas noch nie Dagewesenes verüben können. Aber da ich nicht gleich wußte was, tat ich das Nächstliegende: ich kühlte die verbrannten Glieder mit kaltem Wasser, warf dann den Kimono um und zog so würdig ab, wie es Erziehung und Brandschmerz erlaubten. Mädchengekicher begleitete den Abzug. –

Als später einer meiner japanischen Freunde bei mir erschien, klagte ich ihm mein Leid: er solle den unverschämten Dingen die Leviten ordentlich lesen. Er klatschte die Mädchen herbei und stellte sie zur Rede. Ich erwartete, sie würden Scham und Reue zeigen. Nichts von alledem. Mit der unschuldigsten Miene von der Welt erklärten sie, sie hätten sich bei dem Besuch des Badezimmers überhaupt nichts gedacht, sie hätten bloß die weiße Haut des Gastes sehen wollen.

Ich hielt das für eine Ausrede und für eine recht ungeschickte obendrein. Dieser Meinung war ich einige Tage. Dann aber dämmerte es mir, daß eigentlich ich die Schuld an jenem Zwischenfall trug. Der europäische Sittlichkeitsbegriff hatte mich in der harmlosen Neugierde der Mädchen etwas Unanständiges sehen lassen. Hier hatte ich leichtfertig geurteilt, hatte entgegen meinem Vorsatz den europäischen Moralmaßstab an ein fremdes Volk gelegt. –

In Japan sieht man das Nackte, aber man bemerkt es nicht. In der Tat. Allenthalben sah ich Männer, den Kimono bis an die Hüften emporgehoben, einhergehen; in den öffentlichen Bädern fand ich Männlein und Weiblein bloß durch eine undichte Bretterwand getrennt; in meiner Nachbarschaft erblickte ich mehr als halb entblöbte Frauen, ohne daß es jemand auffällig oder anstößig gefunden hätte. Ich brauchte einige Tage, um herauszufinden, daß das japanische Volk nicht mit der europäischen Sittlichkeitselle gemessen werden

darf, weil sie viel zu klein ist. Es ist noch nicht soweit »vorgeschritten«, um in der Betrachtung des Meisterwerkes der Natur etwas Unsittliches zu finden. Seine Priester sind glücklicherweise noch nicht auf den gottlosen Einfall gekommen, die Freude am menschlichen Körper zu verdammen.

Das unangenehme Gefühl, womit ich mich am ersten Abend im japanischen Gasthaus zur Ruhe legte, hielt nicht lange an. Mit jedem Tage fühlte ich mich heimischer. Mein Zimmer ging in den Garten, in einen echten japanischen Garten. Er maß etwa 15 Meter im Geviert, hatte keine Blumenbeete, war nicht, was der Europäer gepflegt nennt, und doch war es ein Garten, wie er nicht reizender gedacht werden kann. Oder eigentlich: eine Landschaft in Zwergform. Nur der Japaner kann ein Naturbild derart getreu nachmachen. Das Gärtchen hatte Anhöhen, Festen, Knieholz und Bäume; dazwischen schlängelte ein Bächlein hindurch. In und um das Flußbett waren Steine gelegt, deren künstlerische Anordnung und Formenschönheit das europäische Verständnis erst nach längerer Betrachtung zu entdecken imstande ist. So oft ich das Gärtchen durchstreifte, jedesmal fand ich neue Reize und mehr Beweise für den Kunstsinn des japanischen Gärtners.

Die Menschen ließen es an Liebenswürdigkeit nicht fehlen. Die Bedeutung des fremden Gastes schien weit überschätzt zu werden. Der Hausherr sorgte persönlich für mein Wohlergehen. Sobald er mich daheim wußte, kam er, kniete nieder und sagte mir unter Verbeugungen Artigkeiten. Abends erschien er mit einem englisch-japanischen Wörterbuch, worin er die nach seiner Ansicht zusagenden Gerichte angestrichen hatte, damit ich die Speisekarte für den folgenden Tag aufsetze. Was aber war die Freundlichkeit des Hauswirtes verglichen mit der der Mädchen? Sie taten alles, um den Gast vergessen zu lassen, daß er in fremdem Hause war. Wie anmutig sie sich verbeugten! Wie herzugewinnend sie lächelten! Ihre Liebenswürdigkeit ließ mich die Schlitzaugen gar nicht mehr bemerken; die Plattnäschen wurden mit jedem Tage niedlicher.

Durch liebevolle Aufmerksamkeit und stete Dienstfertigkeit hatten die Mädchen in einigen Tagen aus ihrem Zimmerherrn einen Daimio (altjapanischen Feudalherrn) gemacht, der sich morgens den Kimono umhängen, die Trittchen anstecken, die Wasserschale halten, den Scheitel ziehen ließ; der nicht essen konnte, wenn sie nicht

rechts und links vom Tischchen knieten, das eine den Kaffee zuckerte und reichte, das andere den Reisnapf und die Eßstöckchen gebrauchsbereit hielt; der das Leben nicht mehr erträglich fand, wenn er nicht seine Dienerinnen gewärtig wußte. Abends, lange bevor der arbeitsreiche und aufregende Vorgang der Lageranrichtung da war, erschienen noch aus den andern Zimmern freiwillig Gehilfinnen, die achtungszollend neben die beiden andern knieten und unter anmutigen tiefen Verneigungen in bescheidener Weise dem ›hohen Herrn‹ sittsame Fragen stellten, nachdem sie sich wegen ihrer närrischen Neugierde und sträflichen Unbescheidenheit vielmals entschuldigt hatten. Geruhte dann der ›hohe Herr‹ Nachtruhe anzuordnen, waren alle Händchen tätig beim Aufrollen der Schlafdecke, beim Befestigen des Moskitonetzes und Ordnen seines Nachtgewandes oder beim Befördern der zwickenden Biester, wenn auch nicht ins Jenseits, so doch außerhalb des schleierartigen Schlafhimmels. Erst wenn sie ihren Herrn waagrecht unter Decke und Moskitonetz verstaut wußten, hockten sie sich, gleich Vögelchen auf dem Telegraphendraht, nebeneinander, legten die Plattnäschen auf den Boden und flüsterten: ›O yasumi nasai!‹ (Wörtlich: Ehrenwert ruhend geruhe! oder: Gute Nacht!)

Japan kennt keine Betten. Es hat weder Bettstellen, noch Matratzen oder Federkissen. Man schläft dort auf gefütterten Decken (Duton), die tagsüber im Wandschrank liegen. Der Reiche legt sich vier, fünf oder noch mehr Decken unter, der Arme selten mehr als eine. Oft werden statt der Decken wattierte Schlafröcke (Jogi) zum Schlafen angezogen, die den Vorteil haben, immer am Körper zu bleiben.

Die stete Anwesenheit zweier aufmerksamer, diensttuender Geister war gewiß recht angenehm. Aber manchmal war es der Liebe doch zuviel. Den ganzen Tag nicht einen Augenblick allein sein zu können, war peinlich. Selbst der Gang, den vielleicht nur Narren nicht allein machen wollen, konnte nicht unbewacht getan werden.

Bald kam ich mir vor wie der Mikado der Feudalzeit, der hinter einem Vorhang in einer glänzenden Abgeschlossenheit sein Leben verbrachte, von seiner Erhabenheit ausruhte, über seine Göttlichkeit schweißtriefend brütete, aber vom Leben und Sorgen und Streiten des Volkes noch weniger wußte als der Christ vom Jenseits. Geld ging fort, Zeit verschwand, ohne daß ich etwas vom inneren Leben des

eigenartigen Volkes gesehen, ohne daß ich in eine proletarische Häuslichkeit geschaut hatte. Mit wachsender Ungeduld erwartete ich Bericht von dem nach proletarischer Wohnung suchenden Bekannten.

Endlich, an einem brennend heißen Julimorgen, kam er schweißtriefend angekeucht. Ein Zimmer bei einem Arbeiter sei gefunden, ob es aber einem Europäer darin gefalle, sei eine andere Frage. Er atmete erleichtert auf. Ich auch. Die ganze Schwere der ihm aufgetragenen Arbeit sowie die Mannigfaltigkeit der ihm bereiteten Schwierigkeiten konnte ich noch nicht ahnen. –

Der Auszug vollzog sich in geziemender Weise. Der Hausherr und sein dienender Anhang knieten auf der Hochfläche am Eingang, drückten die Nasen auf die Matten und sagten mit tiefer Stimme: ›Saionara!‹ (Lebewohl!) Über die pausbäckigen Gesichter der Mädchen huschten dunkle Schatten, die auch nicht verschwanden, als ich ihnen einige Geldstücke als Zeichen des Dankes reichte.

## Bei einer Arbeiterfamilie

Die Nakasarugaku-Cho gehört zu den wichtigsten Verkehrsadern Tokios. Sie ist noch breiter als eine europäische Großstadtstraße, mit elektrischer Straßenbahn ausgestattet und durch hohe, schiefe Telegraphenmasten verunziert. Um die Nakasarugaku-Cho herum zieht sich das lateinische Viertel. Die Häuser dieser Straße sind zwar auch alle von Holz, haben aber durch die Bank zwei Stockwerke. In jedem Erdgeschoß ein Geschäft, sehr oft ein Altbuchhandel. Der Büchersammler kann hier für ein paar Jen einige Dutzend alte Schmöcker kaufen. Der weniger aufmerksame Besucher übersieht die Gäßchen rechts und links, weil sie kaum mehr als anderthalb Meter breit sind. In diesen Gängen, altjapanischen Straßen, spielt sich den lieben langen Tag noch unverfälschtes japanisches Leben ab. Auf dem Gassenboden spielen die Kinder, arbeiten die Väter, sitzt die Mutter mit der Nachbarin beim Plausch. Bei warmem Wetter ist die Vorderseite der Häuserschiebewände sperrweit geöffnet. Nichts hindert, das Leben und die Ausstattung der Wohnungen zu betrachten. Der Japaner hat kein Geheimnis, und seine Frau auch nicht.

Durch eines dieser Gäßchen traten wir auf die Nakasarugaku-Cho.

Vor einem gut aussehenden Gebäude hielten wir an. Der Hausherr stand in der Schiebetür und verneigte sich freundlich. Das Zimmer auf ebener Erde war mit einem langen Tisch sowie Stühlen ausgestattet. Im Hintergrund, auf dem erhöhten Fußboden, kniete eine junge Frau mit zwei alten. Sie begrüßten mich mit: ›Irasschaimaschi! Irasschaimaschi!‹ (Willkommen!) Ich setzte mich an dem Rand der Empore nieder, um meine Schuhe auszuziehen. Eine der Frauen war dabei behilflich. Die junge Frau fächelte mir mit unsagbarer Anmut frische Luft zu.

Das Zimmer lag im ersten Stock. Der Weg dahin ging über eine Hühnerstiege. Bei einiger Vorsicht konnte eine schwere Beschädigung der dünnen Deckbalken durch Anschlag mit dem Kopfe vermieden werden. Der Raum mochte zehn Fuß im Geviert haben. Die europäische Möblierung, Tisch und Stuhl, ließ des Hausherrn Aufmerksamkeit und Verständnis für europäische Bedürfnisse erkennen. Licht und Luft konnten ungehindert eintreten. Die die Wände bildenden Schiebetüren standen ganz geöffnet. Auch wenn sie geschlossen gewesen wären, hätte Erstickungsgefahr nicht drohen können, denn die Papierscheibchen waren fast alle durchgestoßen.

In dem Hause auf der andern Seite des Quergäßchens lag ein schönes junges Weib, den Kimono allzusehr gelüftet, mit zwei Kinderchen spielend auf den Matten. Als sie den neuen Nachbarn gewahr wurde, kniete sie bescheiden hin und grüßte, sich tief verneigend: ›Ohaio! Ohaio!‹ Ihr Nachbar tat dasselbe. Beide haben auch später niemals versäumt, sich am Morgen zu begrüßen.

Mit den Wirtsleuten war bald Übereinstimmung erzielt. Das Zimmer sollte 25 Sen (= 50 Pf.) den Tag, jede Mahlzeit 45 Sen kosten. Zwei Tage nach dem Einzug bot der Wirt eine Preisermäßigung an. Da zu seiner großen Verwunderung der fremde Zimmerherr, obwohl ein Drittel größer als er, ein Drittel weniger esse, könne er Wohnung und Kost für 1 Jen (= 2 Mk.) den Tag geben.

Ich hatte mich in der neuen Wohnung noch nicht richtig umgesehen, als schon die junge Hausfrau mit einem hochbeladenen Speisebrett die Stiege heraufgekrabbelt kam. Sie brachte Eier, appetitlich aussehende Reiskuchen, europäische Torte und angenehm duftende Rippchen. Gleich tauchte auch der Herr des Hauses mit Gabel und Messer auf. Mit freundlichem Schmunzeln blickte er mich an, als ob er sagen wollte: ›Na, was sagst du zu meiner Kochkunst?‹ Während

des Essens machte die liebe Hausfrau mit dem Fächer Wind. Die Speisen hätten einem europäischen Hause keine Schande, der Kaffee einem sächsischen Tische Ehre gemacht.

Wie kam dieser asiatische Mann zu all diesen wohlschmeckenden Herrlichkeiten? Der Schleier des Geheimnisses wurde gelüftet, als ich zum ersten Male hinunterstieg. Sein Verständnis für den Zug der Zeit hatte mein Wirt durch Einrichtung eines europäischen Speisehauses bewiesen. Im Erdgeschoß hatte er Tische und Stühle aufgestellt, eine reichliche Zahl Zeitschriften aufgelegt, durch deutliche Inschriften am Hause zeigte er der japanischen Öffentlichkeit an, daß er europäische Kuchen und Fleischspeisen nebst Milch, Bier und »japanischem Champagner« (Apfelwein) feilhalte. An der großen Verkehrsader kamen genug Geschäftsleute vorbei, die es nach europäischen Speisen gelüstete, oder Angestellte, die sich beim Lesen der Zeitschriften ein Fläschchen heiße Milch für zwei Sen (= 4 Pf.) leisten konnten. Für gewöhnliche Arbeiter kommt das Speisehaus nicht in Betracht. Denn diese können sich kaum ein Näpfchen Milch, geschweige für 11 Sen ein Fläschchen Apfelwein oder gar für 20 Sen ein Stück Fleisch kaufen.

Die peinliche Sorgfalt, mit der die Gäste, meistens doch bessergestellte Leute, die Kupferstücke behandelten, ließ mich den Wert des Geldes sowie die Armut in Japan leise ahnen. Einen besseren Begriff von dem ganzen scheußlichen Elend bekam ich durch einen sich fast täglich wiederholenden Vorgang, den ich oben vom Fenster aus ungesehen beobachten konnte. Mehrere halb, fast ganz nackte Jungen schlichen, scheu um sich blickend, durch das Seitengäßchen, drängten sich schüchtern an unsere Hintertür, bis die Hausfrau mit einem Korb voll Brotrinden und Fleischresten erschien. Im Nu hatten sie den Inhalt ergriffen, blitzartig setzten sie über die breite Straße, um dort ihre Habe mit andern Jungen oder halbverhungerten Frauen mit Säuglingen zu teilen. –

Die Familie meines Wirtes bot ein prächtiges Bild häuslichen Glücks. Ihr Haupt war ein Muster von einem Familienvater und Wirt. Wenn ich nicht das Bild Karl Marxens an der Wand gesehen hätte, hätten sein anständiges Auftreten, seine Klugheit, die Zärtlichkeit, womit er seine vier Jungen behandelte, die Liebe, mit der er an seiner Frau hing, die Achtung, die er seiner alten Mutter entgegenbrachte, mir gesagt, daß er Sozialdemokrat sei. Es war ihm früher

auch elend genug gegangen. Immerhin hatten ihm die Wechselfälle des Lebens erlaubt, tiefe Blicke in die europäische Küche zu tun, was ihm jetzt Anerkennung und Vorteil brachte. Die Betreibung des Speisehauses gab ihm Mittel und Unabhängigkeit. Er konnte seine Jungen in höhere Schulen schicken, sie englisch lernen lassen; sie sollten, das stand bei ihm fest, hinaus nach Europa oder Amerika. Da er 10 Jen Steuern zahlte, hatte er das Wahlrecht; es mußte um ihn geworben werden. Und der polizeilichen Drangsal konnte er als unabhängiger Mann ruhiger zusehen.

Von der sozialistischen Bewegung in Japan wußte er nichts Ermutigendes zu berichten. Vor Jahren sei hie und da eine Anzahl Genossen zusammengekommen. Dann hätte es Streit in ›Kingsly Hall‹ (dem Vereinshaus) gegeben; der Zwist habe zur Spaltung geführt, ein anarchistischer und ein sozialistischer Flügel seien entstanden. Beide Teile hätten Kongresse einberufen und sich gegenseitig aus der Partei ausgeschlossen. Eine Versammlung habe seit langer Zeit nicht mehr stattgefunden. Eine Parteiorganisation (in deutschem Sinne) habe es niemals gegeben. Er selbst habe eine Schrift über die Bewegung geschrieben, lege radikale Zeitungen in seiner Gaststube auf, aber die, wofür sie bestimmt seien, ließen sich nicht blicken. Das Blättchen der Anarchisten sei verschwunden, das der Sozialisten (monatlich erscheinend) habe kaum Leser und werde von zwei Genossen weitergeschleppt. Mehrere Leute – vielleicht seien sie Sozialisten – säßen im Gefängnis, weil sie aus dem Gefängnis Entlassenen einen Empfang bereitet hätten. Selbst wenn sich Leute für Versammlungen fänden, könnten sie nicht abgehalten werden. Die Polizei verfolge sie auf Schritt und Tritt, treibe die Säle ab, presse den Unternehmer, ihr nicht genehme Arbeiter zu entlassen. Das arbeitende Volk sei ohne Macht und Recht. Wenn es einmal einen Streik gebe, so sei es ein Hungerausstand, dem jede politische Unterströmung mangle. Oder wenn eine öffentliche Kundgebung oder gar eine Auflehnung gegen die Regierung stattfinde, wie beim Friedensschluß (September 1905), so sei sicher, daß die ›Soschis‹ (politische Achtgrotschenjungen, schwarzes Hundert) die Anhänger, Leiter und Beendiger wären. Eines sozialistischen Inhaltes entbehrten Streiks und Empörungen allesamt.

Das Gesagte fand weitere Bestätigung durch Besucher, die schon bei mir vorsprachen, noch ehe der Tag dreimal gewechselt hatte. Es

waren schlichte Gestalten. Ihre reinliche Kleidung wie auch ihr Auftreten zeigten, daß sie zu den besten Arbeitern gehörten. Sie waren erstaunt und betrübt, daß ich in einigen Wochen Tokio schon wieder verlassen wolle, sie hätten mir gerne einen Empfang bereitet. Alle nannten sich Sozialisten. Was sie aber über Sozialismus redeten, war krauses Zeug. Einer Organisation hatte keiner angehört, niemand konnte sagen, ob es jemals eine gegeben habe; immerhin, von Versammlungen hatten sie schon etwas vernommen. Ob es in Tokio noch Gesinnungsgenossen gab, wußten sie nicht. Aber von einem wußten sie alle viel zu erzählen: von der Polizeidrangsal. Der eine werde von der Polizei ständig verfolgt; der zweite könne keine Arbeit suchen, weil ihm ein verdächtiger Schatten folge; der dritte habe den Setzkasten verlassen müssen, weil sein Arbeitgeber, ein freisinniger Mann, den Druck von oben nicht mehr habe aushalten können; der vierte käme aus dem Gefängnis; der fünfte sei schon bei Nacht und Nebel aus seiner Klause gegangen, damit das Polizeiauge nicht in sein Zimmer schaue. Sie machten alle einen angenehmen Eindruck – bis auf einen. Dieser, nett gekleidet,forsch im Auftreten, spottete über die Waschlappigkeit zweier (in Europa bekannter) Sozialisten. Er stellte verfängliche Fragen, die mich sofort mißtrauisch machten. Sollte ich mich getäuscht haben? Ich verabschiedete diesen unangenehmen Gast, suchte nach meinem Wirt, um ihm einzuschärfen, nur vollständig sicheren, ehrlichen und bekannten Leuten zu sagen, daß ich daheim sei.

Der Hausherr erschien mit verstörtem Gesicht, zeigte nach der gegenüberliegenden Straßenseite und flüsterte: ›Keisatsukwan! Mawashimono!‹ (Polizist, Spion.) Er habe diese Gestalt schon am Tage meines Einzuges auf und ab gehen sehen, aber erst durch eingezogene Erkundigungen sei er sicher geworden, daß es ein Geheimpolizist sei und seine Anwesenheit mir gelte. Die Sache kam mir äußerst lustig vor. Zuerst wollte ich den Kerl photographieren, um wenigstens ein Beweisstück japanischer Freiheit mitnehmen zu können. Allein, als ich mit dem Fernrohr diese scheußliche Fratze musterte, wurde es mir um die Platte leid. Ich beschloß, mit dem Polizeihund einen Wettlauf zu machen. Die elektrische Straßenbahn wurde bestiegen. Schade, daß sie nicht die amerikanische Schnelligkeit hatte. Wenn der Wagen in schärfster Fahrt war, sprang ich ab. Der Polizeihund auch. Dank seiner Holzschuhe, losen Kleidung und Ungewandtheit



im Abspringen schlug er nieder, leider nicht mit dem von mir gewünschten Ergebnis. Ich machte einen kleinen Stechschritt, mein Schatten auch. Nach einstündiger Kurzweil kehrte ich wieder heim, um folgende Nachricht von meinem Bekannten zu lesen:

›Lieber Freund! Ich kann Sie morgen nicht begleiten, denn die Polizei verfolgt mich; suchen Sie sich einen andern Begleiter. Am Sonntag, als wir im Theater waren, hat man Sie auch bewacht. Die Polizisten kommen immer und verlangen alle mögliche Auskunft über Sie. Sehen Sie sich vor.«

Diesen Rat beherzigte ich, und auch den eines andern Bekannten, für den beschlossenen Besuch eines Werkes die Fährte zu verwischen, weil wir auch ohne polizeiliche Bedeckung gut ankommen würden. Die Bespitzelung, so lustig sie mich anfangs deuchte, so lästig wurde sie im Laufe der Zeit. Ich fühlte mich von ihr erst wieder ganz frei, als ich im Hafen von Nagasaki auf dem Schiffsboden stand.

## Tokio

Tokio ist mit seinen 2 168 000 Einwohnern der viertgrößte Ort der Welt und seit 1868 die Hauptstadt Japans. In diesem Jahre übersiedelte der nun wieder Alleinherrscher des Landes gewordene Mikado von Kioto, seinem bisherigen Aufenthalt, nach Jedo und taufte dieses Tokio, Hauptstadt des Ostens.

Jedo war ursprünglich nicht viel mehr als das Burggehöft des Kriegshauptmanns Dokan. Es war im Norden und Westen durch eine Hügelkette geschützt, im Süden durch die Bai, im Osten durch Sümpfe, alles kriegerische Vorteile, die dem nach einem Sitz suchenden Lejasu, den Napoleon des alten Japan, bestimmten, es als Hauptstadt zu wählen.

Im Jahre 1603 schwang sich der glückliche Kriegsherr Lejasu zum Militärkaiser auf. Seine ersten Bemühungen galten der Sicherung seiner Macht. Die um die Burgen der geschlagenen Feinde sowie an der Heerstraße zwischen Jedo und Kioto liegenden Gebiete verteilte er unter seine Getreuen. Dadurch hielt er seine Feinde im Zaum und gleichzeitig den Zugang zum Hofe des Schattenkaisers in Kioto offen. Sämtliche Lehensleute wurden gezwungen, jedes zweite Jahr eine bestimmte Zeit in Jedo zu verbringen. Die fortwährenden Hin- und

Herzügen schwächten die Geldkraft der Ritter. Ihre Frauen und Kinder blieben, sozusagen als Geiseln, ständig am Sitz des Militärkaisers. Die Lehensleute bauten in Jedo Burgen für sich und Wohnungen für ihre Kriegsknechte. In kurzer Zeit entstanden in der Umgebung des Militärkaisers anderthalb hundert Burgen. Die Hoffnung auf Arbeit brachte viel fremdes Volk, Künstler, Handwerker und Händler herbei. Jedos Reichtum wurde im entferntesten Bergdorf bekannt und lockte neue Scharen an. Im Jahre 1721 soll Jedo schon eine halbe Million Einwohner gehabt haben. Ein Jahrhundert später wurde die Bevölkerung auf 1,3 Millionen geschätzt, wovon 300 000 der Militärkaste angehörten.

Die Furcht vor der eisernen Faust des Schogun (Militärkaiser) hieß die Lehensleute ruhig und gehorsam bleiben. Ganz tief in der Brust blieb die Hoffnung auf Abwerfung des Joches lebendig. Die heiß ersehnte Gelegenheit kam (1853) mit dem Erscheinen des amerikanischen Admirals Perry. Dieser forderte Öffnung des bis dahin streng geschlossenen Landes für den Handel und Verkehr der Weißen. Große Neigung für die Erfüllung des Verlangens war zwar nirgends vorhanden, immerhin, die Feinde des Schogun sahen die gewünschte Gelegenheit zur Befreiung gekommen. Sie schlugen sich auf die Seite des Kiotoer Hofes, der im Gegensatz zum Jedoer den Weißen etwas Entgegenkommen zeigte. Die herrschende Kaste des Landes stand sich in zwei Lagern gegenüber, das eine unterstützte die Politik des Militärkaisers, das andre die des Schattenkaisers, des Mikado.

Der Schogun versuchte vergeblich, die nun folgenden Kämpfe zu unterdrücken. Seine Verwaltung war in den zwei Jahrhunderten des Müßigganges verweichlicht, ohnmächtig geworden. Einen Teil seiner noch treuen Anhänger überzeugte die Beschießung Kagoschimas und Schimonosekis durch europäische Kriegsschiffe von der Gefährlichkeit der weißenfeindlichen Politik. Sollten die Unabhängigkeit des Landes und damit die Vorrechte der herrschenden Kaste nicht aufs Spiel gesetzt, mußten die Kräfte vereinigt, die Staatsmacht zentralisiert werden. Diese Wahrheit war zu klar, als daß sie nicht eine steigende Zahl Verfechter gefunden hätte. Der wachsenden moralischen und zahlenmäßigen Macht der Anhänger des Mikado, der Freunde der (von Furcht geförderten) weißenfreundlichen Politik war der Schogun nicht gewachsen. Er dankte schließlich (1867) ab.

Was sich noch von seinen Getreuen unnachgiebig zeigte, ward bald durch gute Worte, Geld, Fettämtchen oder Säbel bekehrt.

Der neue Alleinherrscher zog mit seinem Hof nach Jedo; ihm folgten zahlreiche Lehensleute mit ihrem tausendköpfigen Anhang. Die Regierung der ›Erleuchtung‹ ging wacker an die Ausführung ihrer Pläne. Verwaltungsgebäude, Musterfabriken, Kasernen und Schulen wurden eifrig gebaut, wodurch Stellensucher, Arbeiter, Soldaten und Studenten in großer Zahl angezogen wurden. Mit der Hauptstadt wuchsen auch Provinzstädte, wie Kobe, Isaka, Jokohama, Nagoja rasch an, aber ihr Wachstum blieb doch hinter dem Tokios zurück. Dieses wurde immer mehr der eigentliche Mittelpunkt des ganzen Lebens der Nation.

Tokio enttäuscht die meisten Europäer. Die einen suchen in ihm den Hort orientalischer Sagen, die andern eine große Industriestadt. Beide gehen unbefriedigt von dannen.

Wer von Jokohama aus die Hauptstadt besucht, landet im Schimbashibahnhof. Durch ein Gewürg von Menschen, Kisten und Karren gelangt man ins Freie. Man steht auf einem ungepflasterten, mit vielen Pfützentümpeln besäten Platz. Jenseits eines übelriechenden Grabens liegt Häusergestrüpp aus Stein oder Holz, ohne jedes besondere Merkmal, es sei denn, daß es alt, verwittert, verbogen ist. Wendet man sich ein wenig nach links, so sieht man zur rechten Hand eine Straße sich öffnen: die Ginza, Tokios Friedrichstraße oder Broadway.

Die Ginza ist ein Stück europäisiertes Japan. Ziemlich saubere Fußsteige, Kaufhäuser mit Schaufenstern und Ladentischen, zweistöckige Wirtshäuser mit Schenktisch und Bierfaß, japanische Warenhallen mit europäischen Erzeugnissen. In diese Läden kann man mit Schuhen an den Füßen eintreten. Einige Kaufhallen sind mit schlauer Berechnung angelegt. Stelle man sich ein Labyrinth vor mit einem Gang von gut einem Meter Breite, rechts und links aufgestapelte Waren. Man tritt ein, geht hinunter und herauf, wieder hin, wieder her. Die Sache wird langweilig. Man sucht den Ausgang; man beschleunigt den Schritt und gerät immer tiefer in die Schlangengänge. Kein Fenster, kein Punkt zum Zurechtfinden. Man will rückwärts, hofft aber schnellere Erlösung vom Vormarsch. Noch eine Wendung, man steht plötzlich wieder auf der Straße.

Eine elektrische Straßenbahn kriecht die holprige Ginza entlang. Der erste Anblick dieses Verkehrsmittels macht glauben, es sei von Amerika gekommen, denn solche Nachlässigkeit in der Anlage findet man sonst bloß im Dollarland. Allein man täuscht sich, wie eine nähere Betrachtung lehrt. Schon die Arbeitsweise der Bahnarbeiter ist echt japanisch. Ein viertöniger Gesang klingt durch die Straße: Hie-ha-ho-ha, hie-ha-ho-ha. Die Sänger sind Streckenarbeiter, die nach dem Takt des Gesanges Schienenschwellen unterkeilen. Bei jedem vierten Takt ein Schlag, bei jedem dritten Schlag wird ein Stein untergekeilt – wenn's gut geht.

Eine Straßenbahnfahrt bringt Lustiges genug. Die Fahrt kostet 5 Sen (10 Pf.), die Rückfahrkarte 9 Sen; morgens vor 7 Uhr (für die Arbeiter) bloß 4 Sen. Der Schaffner verabreicht ein Kärtlein von 3 cm Länge und 1 cm Breite. Wer umsteigen will, muß das gleich sagen, auch wohin die Fahrt geht, damit das Papierschnitzelchen richtig gelocht wird. Ist das Loch in einem unrichtigen Viereck, muß noch einmal gezahlt werden. Beim Abstieg muß die Karte entweder dem Schaffner oder dem Führer gegeben werden. Wird das Papierchen gedankenlos in die Falten des Kimonos versteckt, so muß es erst ausgegraben werden, ehe das Absteigen gestattet wird. Wer das Kärtchen verschluckt oder zerpfückt, sucht so geräuschlos wie möglich hinauszukommen und davonzurennen. Schaffner und Führer setzen ihm nach. Dank ihrer europäischen Fußbekleidung holen sie den mit Holztrittchen beschuhten Ausreißer bald ein. Geht alles gut, findet die Unterhaltung in einigen Minuten ihr Ende in artigen Verbeugungen. Die Fahrt geht weiter.

O weh! hinter dem Wagen keucht kreischend ein Weib her. Sie hat ihr Kindchen vergessen. Der kleine Schlingel war, getrieben von dem Unternehmungsgeist, der der japanischen Rasse seit kurzem eigen ist, aus dem Band, das ihn an den mütterlichen Rücken kettete, gestiegen, und hatte sich die Welt angesehen, wie sie am Wagenfenster vorüberzieht. Und die Mutter hatte über ihrem Plausch den Stammhalter vergessen. Der Wagen hält selbstverständlich. Die Frau bindet den Sprößling auf den Rücken mit der Sorgfalt, wie sie nur einer japanischen Mutter eigen ist. Nun geht es glücklich weiter! O nein! Ein paar Leute kommen nachgelaufen. Fast am Wagen sieht einer, daß er die Trittchen verloren hat. Nachdem er sie gefunden und eingehend untersucht hat, ob sie nicht etwelchen Schaden gelitten, schlüpft er

unter freundlichem Zwinkern herein – um mitzufahren? nein, um zu fragen, ob er nicht eine andere Umsteigkarte haben kann, die erste sei schlecht gelocht. Nachdem das Wie, Weshalb, Warum der so eigentümlichen Erscheinung gründlich erörtert worden ist, geht's endlich weiter.

Die Hoffnung wächst, daß man diese Woche noch heimkommt. Ruck! Rumm! der Karren steht schon wieder. Fünf, zehn und noch mehr Minuten ziehen dahin, aber der Wagen nicht. Alles steigt aus. Die Männer schieben, die Frauen, daneben herwatschelnd, streuen ihnen Aufmunterung auf den Weg. Vom langsamen Anmarsch geht's über zum Stehschritt, ja bis zum Galopp. Die Frauen kommen nicht mehr mit. Den Männern läuft der Schweiß dick über das Gesicht. Sie ziehen den Kimono viel höher als es die Sittlichkeit erlaubt. Endlich, ein Blitzen an der Stromleitstange: der Strom geruhte wieder zu kommen. Allgemeines Auspusten, gründliches Abreiben des Schweißes mit Papier. Die heranwackelnden Frauen belohnen die Helden mit dankbarem Blick und süßem Lächeln. Gegenseitiges Danken und Wiederdanken. Alles nimmt einmal ein Ende. Man steigt ein. Der Schaffner prüft peinlich alle Fahrkarten. Na, jetzt geht's doch weiter? Nein, noch nicht! Einem der schiebenden Männer ist das Kärtchen durch den Kimono gerutscht. Guter Rat ist teuer. Der Beamte schaut ratsuchend auf das Gleis. Wahrhaftig, da droben liegt es. Die Fahrt geht weiter. –

Aber schlendern wir die Ginza entlang. Nach einer Viertelstunde ist die Nihonbaschi (= Brücke) überschritten. Europäische Zeichen werden seltener; Häuser, Straßen und Läden mehr und mehr japanisch. Die verglasten Auslagen machen offenen Platz. Die Vorderseite der Häuser ist offen oder doch nur mit schwarzen oder dunkelbraunen Lappenstreifen verhängt, worauf in großen Buchstaben Name und Art des Geschäftes geschrieben stehen. Hier sitzt der Kaufmann mit seinen Gehilfen auf den Matten arbeitend, rauchend, schwatzend. Vor dem Ladentisch, das ist vor dem erhöhten Fußboden, hockt der Käufer teetrinkend, lachend, feilschend, läßt sich alles mögliche zur Ansicht vorlegen und kauft vielleicht auch etwas.

Noch etwas weiter, und wir sind in Alttokio. Die Häuser sind klein, schmutzig, die Seitenstraßen eng, schlüpfrig; mehr und mehr Papierscheiben. Über dieses Budengewirr erhebt sich hie und da ein sargähnlicher Kasten mit dicken Mauern aus Lehm, schwarz angestri-

chen, mit Fensterladen wie Geldschranktüren. Es sind dies die Behausungen der durch Feuersbrünste Gewitzigten.

Noch ein Stück weiter und wir stehen an einem wichtigen Knotenpunkt: rechts führt eine breite Straße nach dem Uenopark, links durch die Ogawa-Maschi geht's hinauf zum Militärmuseum, wo die Siegeszeichen des chinesischen und des russischen Krieges aufgestapelt sind. Gerade vor einem, auf einer Anhöhe, die russische Kathedrale mit ihrem Glockenspiel. Schräg vorbei zieht sich der Bogen-damm der Hochbahn. Wir sind in Kanda, dem lateinischen Viertel. – Wandern wir links hinein, so kommen wir an den ersten Wallgraben der Hofburg. Von dieser Seite mußten die Militärkaiser die stärksten Feinde befürchten, denn hier hat die Burg drei-, ja vierfache Gräben und Wälle. Zur linken Hand leuchten mehrstöckige Steinbauten, worin Staatsverwaltung und Gerichte untergebracht sind. Die breite, schöne Straße überschreitend, kommen wir in die (Festungs-) Anlagen des Schlosses. Von weitem winken zwischen grünen Bäumen weiße, turmartige Gebäude japanischen Stiles, die kaiserliche Burg.

Den Eingang zum gewöhnlichen Aufenthalt des Mikado bildet hier eine gewölbte Brücke. Darauf stehen Soldaten mit Schießprügeln, die zum Rückzug einladen. Nur selten zeigt sich der ›Sohn des Himmels‹ dem Bürgerpack. (In Nikko sah ich den Kronprinzen – den jetzigen Kaiser Joschohito – mit seiner Begleitung. Ein langer Zug Rikschas kam angetrabt. Alle Ortsbewohner standen im Festgewand vor ihren Türen, ohne Kopfbedeckung. Bei der Vorbeifahrt die Menge in stummer, ernster Haltung. Kein Wort, keine Bewegung.)

Oben im Uenopark mit seiner berühmten Kirschbaumstraße, seinem klotzigen Buddhadenkmal, seinen Tempeln und Schogungräbern, sieht man Tokio wie es weint und lacht. Da steht ein Kreis brauner Gestalten rauchend und schwatzend; dort liegen Mütter unter schattigen Bäumen, ihren Kindern die Brüste als Spielzeug reichend. Unter sengenden Sonnenstrahlen stolzieren sechs-, siebenjährige Mädchen ernsten, gemessenen Schrittes einher, auf dem Rücken zapfelige, braune Bündelchen geschnürt; am stillen Gelände des Schogunkirchhofes schlummern Männlein und Weiblein in traurem Beieinander.

Unten, inmitten eines mit Lotosblumen gefüllten Sees, liegt der kleine, zierlich-prachtvolle Tempel der Göttin Banten. Er hat augenscheinlich an Zugkraft verloren. Die Masse der Besucher scheint eher

auf die dabei liegenden Teehäuser zu steuern. Herumlungernde Bettler mit scheußlichen Hautkrankheiten verderben dem ernstesten Besucher die Freude am Weitergehen. Dieses altjapanische Idyll haben Vandalen verdorben durch Anlegung einer Rennbahn, die den ganzen See einsäumt.

Oben am Denkmal des Feldherrn und Reaktionärs Saigo Takamori (1827–1877) hat man einen guten Ausblick auf die Hauptstadt. Zu den Füßen liegt ein zwanzig Geviertkilometer bedeckendes Budenmeer, ein London in Bretterhütten. Die Sträßchen und Gäßchen sind nicht zu erkennen. Hier und dort unterbricht ein Tempelbau das blaugraue Einerlei, oder Blechschornsteine zeigen, daß sich mitten im alten Tokio das neue Zeitalter geltend macht. Linkerhand, in nicht allzu großer Ferne, ragt ein zwölfstöckiger backsteinerner Turm empor. Er steht im volkreichen Bezirk Asakusa, in unmittelbarer Nähe des großen Tempels, der der tausendhändigen Göttin der Gnade, der Kwannon, geweiht ist. Hier ist an fröhlichen Tagen der Treffpunkt der niederen Volksklassen.

Durch eine schmale Gasse von anderthalbstöckigen Backsteinhäusern zieht man ein in den Tempelhof. Ein ständiger Jahrmarkt wird dort abgehalten. Das schwerfällige Tor wird bewacht von großen hölzernen Männergestalten mit abscheulich häßlichen Fratzen. Durch schreiende Kinder, bummelnde Soldaten, auf dem Boden hockende Männer und Weiber wühlt man sich zum Tempel durch. Er wirkt durch seine Mächtigkeit. Seine Formen sind plump; roh zusammengefügte Wände und Säulen, alte und neuzeitliche Gemälde. Der Tempelboden gleicht einer Marktstraße. Papierfetzen, Zigarettenschachteln, Mahlzeitreste liegen herum. In der Höhe fliegen kreischende Tauben, unwillkommene Andenken auf die Hüte und Schultern der Besucher werfend. Der Tempel ist voller kleiner Buden, Schilderhäuschen, die an Beichtstühle erinnern. Brennende Kerzen erleuchten sie. An den Gittern haben die Gläubigen Papierbündelchen angebracht, die einst die Farbe der Unschuld gehabt haben mögen, jetzt aber von den Tauben besudelt sind. Die heilige Stätte macht einen glauben, man sei in einer Markthalle, einem Gasthaus, einem Geflügelkäfig, kurz in allem andern, nur nicht in einer Andachtsstätte.

Nördlich vom Tempel ist die größte Sehenswürdigkeit für die Fremden aller Nationen, beider Geschlechter und jeden Glaubens,

die ›nachtlose Stadt‹, mit ihren Prachtbauten, Tänzerinnen und Priesterinnen der Liebe: Joschiwara!

Das Aufsuchen eines Freundes ist in Tokio, wie übrigens in allen asiatischen Städten, eine ungeheuer schwierige Sache. Die Straßen haben selten einen besonderen Namen, sondern werden nach dem Grundstück benannt, das sie durchlaufen. Gehen mehrere Straßen durch ein Stück Land, so sind sie gleich benannt. Dann laufen die Hausnummern nicht von einem Ende zum andern. Nummer 1 kann in der Mitte, die Nummern 2 und 3 können an entgegengesetzten Enden sein.

Der in das Gassengewürg eindringende Fremde hat nach einigen Wendungen jede Richtung verloren. Die Enge der Straßen verhindert den Ausblick. In europäischen Großstädten kann der Ortsunkundige einen Kirchturm oder Fabrikschornstein als Zielpunkt nehmen. Das wäre in Tokio nicht möglich, selbst wenn die Straßen einen Fernblick gestatteten, weil es dort weder Kirchtürme noch hohe Schornsteine gibt. Am hellen Tage ist die Gefahr des Verirrens nicht groß. Der Fremde findet in allen Gassen Rikschaleute, die ihn zu irgend einem bekannten Mittelpunkt karren. Nachts ist die Sache schon unangenehmer. Die Beleuchtung ist über alle Maßen elend, nein, es ist überhaupt keine vorhanden. Gewiß hängt hie und da eine Papierlaterne, aber ihr Schein reicht kaum über das Gäßchen.

Beim Wandern durch die engen Gänge bei Nacht wird es einem unheimlich zumute. Fußsteige sind natürlich nicht vorhanden. Um nicht über irgend etwas zu stolpern, hält man sich in der Mitte. Zuweilen staucht man in eine Vertiefung oder man stürzt über frisch aufgeworfene Steine. Der Regen wäscht böse Vertiefungen in den Gassenboden. Die Stadtverwaltung läßt einen Karren Steine hineinwerfen. Die Bürger haben keine Lust, mit ihren Laufsocken oder Strohsandalen die Steine zusammenzutreten. Sie gehen im Bogen drum herum. Je länger das geschieht, desto höher wird der Steinhaufen. Der nächtliche Wanderer stürzt drüber hin.

Mit Unbehagen erinnere ich mich noch eines nächtlichen Irrganges in Tokio. Als es Abend zu werden begann, sah ich in einer Gasse Trödler ihre Waren auf dem Boden ausbreiten. Nägel, Eisenstücke, Kleiderfetzen, kurz altes Zeug, das in Europa auf den Kehrichthaufen fliegt, wurde feilgehalten. Hinter jedem Häufchen



Trödelzeug hockte der Besitzer mit einer Papierlaterne in der Hand. Ein solcher Markt mußte Bedürfnis sein, denn die Gasse war mit kauflustigen Menschen so dicht gefüllt, daß man nur langsam vorwärts schreiten konnte. Manchmal hockte ich mich zu den Kauflustigen nieder, um die Schnurrigkeit der Feilscherei besser beobachten zu können. Es handelte sich da um winzige Beträge. Die Preise schwankten zwischen einem halben und vier Pfennig, selten mehr. Käufer und Verkäufer waren gleich hartnäckig. Zuweilen sprang einer auf die Beine, entfernte sich mit Ausdrücken der Verwunderung über den hohen Preis, kam aber dann langsam wieder und begann den Handel von neuem. Schließlich gab der Verkäufer noch einen Nagel oder ein Fetzen Stoff drein, und das Geschäft war gemacht.

Das fremdartige Treiben fesselte mich derart, daß ich die schweren Regentropfen gar nicht bemerkte, die zu fallen begannen. Die Trödler rollten schnell die schmutzigen Decken mit ihren Habseligkeiten zusammen und verschwanden im Laufschrift. Nach kurzen Augenblicken stand ich allein im Regen in der rabenschwarzen Gasse. Zum Teufel, wie sollte ich hier herauskommen? Ich schlug die Richtung ein, wo ich glaubte hergekommen zu sein. Eine Viertelstunde, eine halbe Stunde marschierte ich, aber aus dem Gassengewürg war nicht zu kommen. Ob die eingeschlagene Richtung oder eine andere hinausführte, ließ sich nach einigen Wendungen nicht mehr sagen. Möglich, daß ich mich im Kreise bewegte. Den Gebrauch des Kompasses verhinderte die pechschwarze Nacht. Bald war ich vom Schweiß noch mehr durchnäßt als vom Regen. Auf einen helfenden Rikschaman konnte in dem Armenviertel um diese Zeit nicht gehofft werden. So marschierte ich denn auf gut Glück weiter.

In einem Seitengang leuchtete ein fahler Lichtstrahl. Durch eine zerrissene Papierscheibe gewahrte ich eine Familie bei der Vorbereitung zum Schlafengehen. Auf ein paar Stöße an die Schiebetür öffnete der Mann. Ich bedeutete ihm, daß ich zur Inari-Cho oder zum Uenobahnhof wolle. Er murmelte etwas Unverständliches, verschwand im Hintergrund der Wohnung, kam aber gleich mit einer Papierlaterne und zwei Papierschirmen wieder. Er schritt voraus, ich hinterdrein. Schweigend gingen wir auf einem schlüpfrigen Pfad an einem Wassergraben entlang. Nach etwa zwanzig Minuten standen wir auf der mir bekannten Inari-Cho. Ich dankte meinem Führer und über-

reichte ihm einen halben Jen. Er steckte das Geld schmunzelnd ein, weigerte sich aber, den Papierschirm zurückzunehmen. Er nahm wohl an, das Geld sei dafür. Am Uenobahnhof traf ich einen heimkehrenden Rikschamann, der mich auf seinem Gefährt in die Nakasaru-Cho karrete.

## Die Besteigung des Fudschijama

Japan hat bekanntlich zwei Religionen: den Schinto und den Buddhismus. Beide sind so tief miteinander verquickt, daß es schier unmöglich ist, Scheidelinien zu ziehen. Die Zahl der reinen Anhänger der einen oder der anderen muß sehr klein sein. Gewöhnlich wird der Japaner bei der Geburt dem Schinto zugeteilt, die letzte Seilfahrt tritt er unter Beistand buddhistischer Priester an. Der Schinto verlangt herzlich wenig von seinen Anhängern. Mit ein paar kurzen Andachten in seinen Stätten sind seine Gebote erfüllt. Auch sind seine Tempel sehr einfach im Gegensatz zu den buddhistischen, die mit ihrem gleißenden Gepränge Ähnlichkeit mit der katholischen Kirche haben. Der Schinto ist eine Verflechtung von Ahnenverehrung und Naturanbetung. Seine Götter sind Sonne, Wind, Wasser, Feuer, Nahrung, dann gewisse Bäume, Flüsse, Berge, im ganzen ›achthundert Myriaden von Göttern‹.

Da es der großen Masse des so schwer arbeitenden Volkes nicht gegeben ist, die von den Göttern besonders begnadeten Stätten, wie beispielsweise das japanische Mekka, Ise, zu besuchen, nimmt sie mit geringerem Vorliebe. Zum Glück fehlt es daran nicht. Das Mikadoreich hat über 72000 buddhistische und 162000 schintoistische Tempel oder Schreine. Daß beim Besuch dieser Andachtsstätten das Opferbringen dem Seelenheil sehr förderlich ist, leuchtet jedem Gläubigen ein.

Es liegt in der Sache der Naturanbetung, daß Naturwunder in vorderster Reihe der verehrungswürdigen Dinge stehen. Mit an erster Stelle steht der Fudschijama, Japans höchster Berg. Die Jikkosekte hält ihn für die ›Seele des Weltalls‹. Die heilige Scheu, womit die Japaner diesen Bergriesen betrachten, kann man erst ganz würdigen, wenn man ihn mit ihnen bestiegen hat. Dieser erloschene Krater, der sich in weiter Ebene von fünf Seen umsäumt erhebt, kann auch nichts

weniger als fromme Gemüter anziehen. Für viele Inselbewohner bildet die Besteigung das Ereignis ihres Lebens.

Die der Besteigung günstigste Zeit liegt zwischen Juni und September. Die Führer sind zum Mitgehen wenig geneigt, solange sie noch Schnee auf der gezackten Schädelfläche des Riesen sehen. Da der beste Zeitpunkt für den Besuch zwischen zwei Ernten liegt, opfern die Bauern ihre Muße und ihre schlanken Häufchen Kupferstücke ihrem frommen Drang. Die eigentlichen Lohnarbeiter kommen selten mit. Es mangelt ihnen an Zeit und Geld. Aber auch die Bauern arten nicht in Spenderei aus. An den Speise und Trank bergenden Rastbuden fleuchen sie vorbei. Selbst die darin vorhandenen Nistplätze irgendeiner Gottheit können sie heute nicht reizen. Ihre Blicke sind sehnsüchtig nach dem zackigen, blauschwarzen Haupte des Bergkönigs gerichtet. Dort oben, zwölftausend Fuß der Göttin Sonne näher, quillt für sie der Urquell göttlicher Gnade und Verheißung. Die stille, kurze Andacht vor dem einfachen Altar hart an der schwindelnd tiefen Kraterwand ist Balsam für das gläubige Herz. Andächtig betrachtet und verehrt der braune Sohn der Scholle die zu seinen Füßen ausgebreitete Landschaft: die Berge mit den Bächen, die Wiesen mit den Seen, die Felder mit dem blühenden Reis; kurz er bewundert und verehrt mit Inbrunst seine Gottheit: Natur.

Schon in aller Frühe strömten weiß gekleidete Pilger dem Tokioer Bahnhof Idamaschi zu. Viele kamen schmunzelnd an mich heran, um ihren (geringen) Körperwuchs mit meiner Länge zu vergleichen. Anstelle der landesüblichen Holztrittchen trugen sie Tuchstrümpfe, Laufsocken, worunter Strohsandalen gebunden waren. Dieses Fußwerk betrachtete ich mit leisem Argwohn; und die großen Haufen verschlissener Strohsandalen, die an allen Raststellen lagen, konnten meine Zweifel nur beleben. Jeder der Pilger hatte ein schweres Bündel von diesem Schuhwerk auf den Rücken geschnallt. Nach Beendigung der Bergreise betrachtete ich diese Strohschuhe allerdings mit günstigerem Auge. Jeden meiner Begleiter kostete der Ausflug ein halbes Dutzend Sandalen oder 24 Sen, mich aber ein Paar Stiefelsohlen oder 210 Sen. Den Kopf der Pilger zierte ein Strohdach von einem halben Meter Durchmesser, worunter ein feuchtes Tuch liegt. Auf dem Rücken baumelt eine Strohdecke, die nachts gegen die Kälte, tags

gegen die Hitze schützen soll. Die Frauen sind wie die Männer weiß gekleidet. Die Erklimmung des heiligen Gipfels war ihnen lange Zeit verboten. Jetzt klettern sie gleichfalls hinauf, wenn auch mit Hilfe von ziehenden und stoßenden Kulis.

Die Feldwirtschaft Japans ist ein wahrer Staat. Wo immer ein Fleckchen versprechenden Bodens vorhanden ist, ist es bebaut. Bis weit in die Bergeshöhe ringt der Bauer mit der Scholle. Bei der Anlage der Reisfelder muß die Wasserwaage ständig gehandhabt worden sein, denn sie sind so gerade wie der Wasserspiegel. Der (bessere) Reis fordert viel Bewässerung. Die Äcker sind mit Wassergräben umgeben, die die Fläche leicht und gleichmäßig unter Wasser setzen. An diesen Bewässerungsanlagen klebt der Schweiß ungezählter Geschlechter.

Das Inselreich ist sehr gebirgig. Bloß 17,6 Hundertteile seines Flächenraumes können bebaut werden. Davon sind 45 Hundertteile mit Reis, 38 mit Tee und Maulbeerbäumen bepflanzt. Der Ertrag der Landwirtschaft langt nicht für die Ernährung der Bevölkerung des Landes. Die Erzeugung des hauptsächlichsten Nahrungsmittels, des Reises, wächst langsamer als die Einwohnerschaft. Der Mangel wird durch Einfuhr aus Indien und China gedeckt.

Im alten Japan hatte die ganze Bauernschaft schwer zu fronen, nur um die 270 Daimios (Feudalherren) mit ihren anderthalb Millionen Säbelträgern zu füttern. Im Jahre 1863 ernteten die Bauern Japans 30 Millionen Koku (1 Koku = 1,8 hl) Reis; hiervon hatten sie 22 Millionen Koku als Steuern zu zahlen.

Was damals der Feudalherr erpreßte, holt heute der Steuerbeamte oder der Wucherer. Wie sehr der Bauer auch schuftete, er war und ist arm wie eine Kirchenmaus. Er kann sich weder chemische Düngmittel noch neuzeitliche Geräte anschaffen. Bebaut und geerntet wird mit der Hand; Arbeitstiere sind auf dem Lande selten zu sehen.

Nach der amtlichen Ermittlung gibt es (1909) in Japan 1,55 Millionen Pferde, 1,35 Millionen Hornvieh, 3411 Schafe, 87000 Ziegen und 287000 Schweine. Das ist ein sehr geringer Viehbestand für einen Staat mit 50 Millionen Menschen, wovon 60 Hundertteile Feldwirtschaft treiben. Sollte die Ursache der Geringfügigkeit des Arbeitstierbestandes in der Billigkeit der Kulis liegen? Jedenfalls sind diese vorderhand noch wohlfeiler und brauchen weniger gepflegt zu werden.

Von der Milchwirtschaft scheinen viele Bauern nichts zu halten.

In den ländlichen Gasthäusern ist nur Büchsenmilch amerikanischen oder schweizerischen Ursprungs zu haben. Die gewöhnliche Büchse kostet 40 Sen. In der Nähe der großen Städte sind schon eher »europäische« Nahrungsmittel, wie Eier, Fleisch, (ranzige) Butter, Kaffee und Kartoffeln aufzutreiben. Weiter im Lande muß schon der ganze Ort umgedreht werden, um schließlich doch nichts zu finden.

Die Bauernhäuser liegen zuweilen in einer Dornröschenherrlichkeit versteckt. Von fern betrachtet, kann das Gehöft mit seinen schattigen Bäumen und plätscherndem Bächlein die poetische Ader schwellen lassen; aber die bewegteste Prosa ist nicht imstande, die Ärmlichkeit zu beschreiben, die das Strohdach deckt. Des Fremdlings Auge sucht in Bauernhöfen gewohnheitsgemäß Wagen, Geschirr, Horn-, Borsten- und Federvieh. Hier vergeblich. Es sucht den ländlichen Krug, wo der Bauer nach des Tages Last bei einem Trunk sich mit seinesgleichen zu müßigem Plausch zusammenfindet. Hier umsonst. Die Leblosigkeit der Gehöfte sowie die Nacktheit der sogenannten Gasthäuser ist allgemein und scheucht den Fremden mit wehen Gefühlen davon.

Fünf Stunden kroch das Züglein durch grüne Fluren, Täler, Schluchten, Tunnels, an Wasserfällen und Dörfern vorüber. Auf jeder Haltestelle wurden noch mehr Menschen in die kleinen Wagen gepreßt. Den pilgernden Bauern mußte die Gegend merkwürdig vorkommen, denn von Zeit zu Zeit zogen sie Büchlein hervor und malten Hühnerfüße hinein. Die braunen Gesichter grinsten freundlich. Meine Pfeife war lange Zeit Gegenstand der Erörterung und des Staunens. Die Unterhaltung konnte schwerlich fröhlicher sein, als der Zug in die Endstelle fuhr. Wer das nötige Kleingeld besaß, den brachte eine Pferdebahn noch fünf Stunden dem Bergriesen näher. In solch ein Wägelchen, gerade groß genug für acht braune Männchen, wurden gleich vierzehn eingeladen, und während der Fahrt gab's noch Zuwachs. Das Rößchen wurde durch Zuruf und Anschub ermuntert. Mitunter sauste das bis zum Platzen vollgepfropfte Wägelchen aus dem Gleise. Das gab dem Gäulchen willkommene Gelegenheit zu turnerischen Übungen. Das Krachen des Wagens, das Bersten der Achsen, das Anschlagen der Hufeisen und das Fluchen des Knechtes hätten höllische Heiterkeit erzwingen können – bei dem, der außerhalb des unglücklichen Gefährtes war. Wer aber im Wagen zusam-

mengepreßt saß, dachte, indem er einen ängstlichen Blick hinunter in die schwindelnde Schlucht warf, an die letzte Stunde.

Die Fahrt geht durch ein wichtiges Gebiet der Seidenindustrie. Überall in der längs der Straße stehenden Häuserreihe wird das feine Erzeugnis des Seidenwurms zu kostbaren Geweben verarbeitet. Unter jedem Dache klappert's, schnurrt's, summt's. Die Naturkraft braust auf allen Seiten hernieder, aber sie fließt ungehemmt, unbenutzt vorbei. Nur zu einem winzigen Teil hat sie der Seidenweber vor seinen Stuhl gespannt. Über den rasenden Bächen auf beiden Seiten der Straße treiben in gemächlichstem Gang Wasserräder. Eine Holzleiste bildet die Transmission, trägt die Kraft auf irgend eine Spule. Im allgemeinen wird die Maschinerie mit Muskelkraft getrieben. An den Stühlen sitzen junge Mädchen oder alte Mütterchen; an den Türen hocken Bübchen, die mehr schlafend als wachend eine Kurbelwelle in stetem Lauf halten, während innen die Schwesterchen mit verantwortungsvollen Blicken den Weg des Seidenfadens über die Spule bewachen. Am Feuerplatz weilt ein junges Weib, das ein Kind auf dem Rücken gebunden, einen trinkenden Säugling in einem Arm hält und mit dem andern Spulen sichtet. Alles schafft, vom zartesten Kindchen bis zum gebrechlichsten Großmütterchen, für trocken Brot, nein für elenden chinesischen Reis. Der tägliche Durchschnittslohn der Seidenspinnerin beträgt 23 Sen oder 46 Pf.

Die Seidenwürmer mußten früher eingeführt werden. Nach vielen Mühen ist die Zucht im Lande gelungen. Auf dem Marsche nach den Kupferminen in Aschio hatte ich verschiedentlich Gelegenheit zu beobachten, wie groß Geduld und Sorgfalt sein müssen, die Brut ins zeugfähige Alter zu bringen. Auf großen Korbgeflechten lagen die weißen Dingerchen zu Tausenden in molligem Grün. Weit mehr als einen Tag schlafen sie, bis sie vom Hunger geweckt werden. Das Laub, worauf sie gebettet sind, ist ihre Nahrung. Für 100 Pfund Würmer werden sechs bis acht Mark gezahlt. Auf meine Frage, ob denn die Wurmzucht genug zum Leben abwerfe, antwortete eine junge Frau mit traurigem Lächeln: ›Es kann schon gehen.‹ Was sie wohl unter Leben versteht?

Der Weg zum Kraterloch des Bergriesen ist in zehn unregelmäßige Abschnitte geteilt, die durch Rastbuden bezeichnet sind. Ein ätzender Holzkohlengeruch zeigt dem Unkundigen auch in stockdunkler

Nacht ihre Lage an. Wir mochten wohl 3000 Meter hoch geklommen sein, als der Tag zu grauen begann. Die im Kreise liegenden Bergketten zeigten allmählich eine bräunliche Färbung, die schnell rot, bald goldgelb wurde. Behutsam, leichtfüßig, liefen die ersten Lichtstrahlen über das Nebelmeer. Dann blitzte ein schmaler Streifen der Sonnenscheibe über die Bergspitzen. Mit mächtiger Kraft spaltete der Sonnenstrahl die Nebelmasse, ruckweise, als ob dem Wanderer die herrliche Landschaft nur nach und nach, streifenweise gezeigt werden sollte. Aus dem Nebelmeer trat sachte ein lebendiges Gemälde mit Seen, Bergen und Fluren hervor. Nebelwolken bildeten den Rahmen. Ihr lichtiges Grau brachte den Gegensatz der Farben zur höchsten Wirkung.

Die Sonne stand hoch am Himmel, als das letzte, das beschwerlichste Viertel des Weges vollbracht war. Der Marsch ums Kraterloch, der fast zwei Stunden beansprucht, gibt Gelegenheit, die herrliche Landschaft, ja selbst das Stille Weltmeer zu betrachten. Obwohl der Fudschu jetzt ruhig ist, wird er noch unter die Vulkane gerechnet. Der letzte Ausbruch fand 1707 statt; Dampf und Rauch stößt er auch heute noch aus. Der Durchmesser des Kraterloches mag 300 Meter sein; die Tiefe wird auf 140 bis 190 Meter geschätzt. Das Loch gleicht einer übergroßen Bessemerbirne, an deren Rand mammutartige Schlackenbänke von schwarzblauer Farbe und stählerner Festigkeit überhängen. Der Versuch, bis ganz hinunter auf den Boden des Kraterloches zu dringen, mußte im Interesse eines ungebrochenen Genickes aufgegeben werden. Ehe wir tokiowärts wanderten, handelte ich bei dem auf der Bergspitze weilenden buddhistischen Priester für ein Nickelstück ein Amulett ein. Ihm sollte überirdische Macht gegen alle Gefahren und böse Geister innewohnen. Solch ein Ding tat mir bitter not. Ich wollte es in Tokio neben mich auf die Schlafdecke legen. Das Geld für Insektenpulver konnte fortan gespart werden.

## Mordspatriotismus und Unehrllichkeit

Die ersten Wochen in Japan wurde ich von einem Studenten der technischen Hochschule begleitet. Wäre er nicht ein mustergültiger Vertreter der die patriotischen Hoffnungen des Landes tragenden Jugend gewesen, er würde hier nicht erwähnt werden. Solche Muster

sollten mir später noch manchmal in den Weg laufen und mir die Freude an den Inseln vergällen. Sie haben meine Zuneigung für das japanische Volk, die während meines Aufenthaltes in Amerika dem schweren Sturm des Japanerhasses standgehalten hatte, auf eine harte Probe gestellt. Wenn derartig verblödete Leute die Berater und Führer der Volksmasse werden, braucht man sich nicht zu wundern, daß das Geschrei der Kriegshetzer in den unteren Schichten lautes Echo findet.

Den japanischen Studiosus darf man sich nicht nach deutschem burschikosem Muster vorstellen. Der untere Teil der kleinen braunen Burschen steckt in einer Art Frauenrock, der auch das Hemd um die Hüften hält. Die Füße tragen Holztrittchen, der Kopf eine Straßenbahnermütze mit Schulkokarde. Die Kleidung leidet nicht an übertriebener Reinlichkeit.

Mein Student ließ sich höflich an. Ein Schreiben stellte ihn als Sozialist vor, der im Englischen seine Prüfung abgelegt habe und die in der Sprache Goethes nächstens bestehen werde. Seine Unwissenheit in sozialistischen Dingen suchte er zu entschuldigen mit der Erklärung, daß er seine Gesinnung nicht zeigen dürfe, da er von der Regierung eine Stellung oder die Erlaubnis und Mittel für eine Reise nach Amerika zu erlangen trachte. Die Armseligkeit seiner englischen Sprachkenntnisse verbot mir, sein deutsches Sprachvermögen zu erforschen. Den garstigen Eindruck, den der krasse Unterschied zwischen Einbildung und wirklichem Wissen erzwang, half seine große Höflichkeit, die die Grenzen der Unterwürfigkeit hart streifte, verwischen. Auch mußte ihm der Appetit, den er entwickelte, wenn ich ihn zu einer europäischen Mahlzeit einlud, Bewunderung sichern.

Leider ging der Firnis der Höflichkeit schnell dahin und der Asiate kam zum Vorschein, noch ehe er gekratzt worden war. Auf dem ersten Gang nach einer Fabrik steckte er ekelhaften Nationalstolz heraus: mit den Herrlichkeiten seines Vaterlandes könne sich kein Land der Welt messen. Und das inmitten grinsenden Elendes! Als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß eine der ersten Tugenden der westlichen Welt Bescheidenheit sei, hub er mit einem Vortrag über die Überlegenheit der orientalischen Tugend an: Die Lehren Buddhas seien den Satzungen Christi weit überlegen. Kein Japaner werde im Ernst Christ. Eine solche Beleidigung könne kein Untertan



des Mikado diesem und seiner Rasse antun; die Seelen der Ahnen würden sonstwas begehen. Wenn die quiexende Stimme von den Heldentaten der Vorfahren und dem Gottsohn Mikado sprach, wurde sie ernst, feierlich. Ich riet, er möge mit solchen Dingen die Weißen, insonderheit die Amerikaner verschonen, da sie kein Verständnis für asiatische Überhebung hätten; dadurch könne die japanerfeindliche Bewegung in den Vereinigten Staaten so gestärkt werden, daß selbst die von seiner Regierung gesandten Studenten das Tor des Onkel Sam verschlossen fänden. Darauf erwiderte er, ob ich denn nichts davon gehört habe, wie man den Russen Achtung vor den Japanern beigebracht hätte?

Auch in der Fabrik steckte mein Begleiter den Herrenstolz mir gegenüber heraus. Vor den Fabrikbeamten musterte er mit Kennermiene die Einrichtungen, stellte Fragen, machte beifällige Bemerkungen. Wenn ich ihn über die Antworten der Beamten fragte, weigerte er sich, das Gehörte zu berichten: Solche Sachen seien nicht für Weiße bestimmt. Meine Versuche, den immer unausstehlicher werdenden Burschen zu versetzen, hatten nicht gleich Erfolg. Er erbot sich, mich auf weiteren Reisen in Japan zu begleiten. Ich lehnte ernst und mit aller Entschiedenheit ab, nicht wegen der Kosten, die mir seine Mitreise sowie sein köstlicher Appetit verursacht hätten, sondern weil sein Mordspatriotismus einfach nicht zu ertragen war.

Nichts kommt von nichts. Die Natur macht auch im Reiche des Gottsohnes Mikado keine Sprünge. Der Mordspatriotismus, die Selbstüberhebung, die Einfältigkeit sind das Ergebnis einer vierzigjährigen Erziehung durch die Schule.

Der Schrecken, die die ›weißen Barbaren‹ Mitte des vorigen Jahrhunderts mit ihren Kriegsschiffen der japanischen Feudalsippe einflößten, war groß genug, sie ihren inneren Hader vergessen zu machen. Die Furcht, die nationale Unabhängigkeit zu verlieren, trieb die sich gegenseitig bekriegenden Daimios zusammen: die ›weiße Gefahr‹ einigte Japan. Vor allem galt es, hinter die Geheimnisse der Macht der Weißen zu kommen, ihnen ihre Hilfsmittel und Einrichtungen so weit nachzumachen, als es die Ziele der herrschenden Kaste fördern konnte.

Die Herrscher des neuen Japan hätten keine schlaunen Asiaten sein müssen, wenn sie nicht den mächtigen Hebel Schule für sich ange-

wendet hätten. Zum ersten Male wurde die breite Volksmasse, unwissende, in schwärzestem Aberglauben dahinlebende Bauern, in die Schule geführt. In den 20000 Volksschulen lehrten die selbst noch an Unwissenheit krankenden Schulmeister einen neuen Kultus mit einem einzigen Gott: Mikado. Dieser wurde zum lebenden Zeichen der Einigkeit und Überlegenheit des Reiches. Die neue Religion – eine Religion auf Bestellung – mit nur einem, auf der Erde lebenden Gott begriff der asiatische Bauernschädel leichter als die buddhistische oder schintoistische mit ihren Myriaden von sagenhaften Göttern.

Während die Auserwählten des Volkes bei den Weißen landauf landab liefen und deren Geistesschätze plünderten, predigte daheim der Schulmeister dem Volk, daß seine Nation die edelste und klügste unter allen Nationen sei; während die fähigsten der Samurais (Kriegerkaste) in den Fabriken und technischen Hochschulen Europas abschrieben, abzeichneten und einpackten, fanatisierten daheim die Volksbildner die Jugend, schürten sie mit Feuereifer Nationalstolz und Fremdenhaß. Die jahrtausendealte Unwissenheit konnte durch die Fanatisierung selbstverständlich nicht behoben werden. Sie sah in den eintreffenden Neuheiten, schnurrenden Maschinen und ohne Segel laufenden Schiffen das Erzeugnis japanischer Klugheit.

Die Züchtung des Nationalstolzes und des Fremdenhasses war nicht gerade die dümmste Tat der zur Staatsmacht gekommenen Kaste. Mit einem Volke von vielen Millionen, das die Fremden bis in die tiefsten Schächte seiner Seele haßte, konnte einem feindlichen Eindringungsversuch ruhig entgegengesehen werden. Dann war durch Überzüchtung des Nationalstolzes auch die leichte Möglichkeit gegeben, die Dummheiten der Staatsweisen zu überdecken, öffentliche Unzufriedenheit in den Sand zu leiten.

Im Mittelpunkt des Schulunterrichts stand und steht der Mikado, der neue Gott, der alles Neue und Wunderbare durch seine himmlische Macht, durch seine göttlichen Ahnen möglich gemacht hat. Der Sittenunterricht diene und dient der Verherrlichung des Kaisers. Die Grundlage der Sittenlehre bildet eine kaiserliche Verordnung. Wie heißt es doch darin? ›Ihr, unsere vielgeliebten Untertanen, gebet eure volle Unterstützung unserem kaiserlichen Herrschergeschlecht, das ewig ist wie das Weltall. Dann werdet ihr nicht nur unsere sehr ergebenen Untertanen, sondern auch fähig sein, den edlen Charakter

eurer Ahnen darzutun. Das ist das Testament, das uns unsere Ahnen hinterlassen haben, und es muß beobachtet werden von ihren Nachkommen und Untertanen. Diese Grundsätze sind Vollkommenheiten für alle Jahrhunderte und von einer weltallgemeinen Anwendung.«

Diese Verordnung klebt in den Schulbüchern auf der ersten Seite. Der Schluß eines Schulliedes ist: ›Von allen Ländern hat unser Land einen Kaiser, der ohnegleichen ist.« In der Fibel der Unterschulen heißt es: ›Unser geheiligtes Buch ist unsere Geschichte, heilig und vollkommen, das Muster der Sittlichkeit für alle Zeiten, ohne den leichtesten Flecken.« – ›Das Wort unseres Kaisers beruht auf den Weisungen, die die kaiserlichen Ahnen hinterlassen haben, und sind von derselben Beschaffenheit wie Himmel und Erde. Da diese Weisungen Gesetz sind für alle unter dem Himmel, da sie das große Gebot sind für alle Zeiten, ist nicht daran zu deuteln wie an den von Menschen geschaffenen Glaubenssätzen.« Ein Schlag gegen die christliche Lehre!

In einem Schulbuch heißt es: ›Unser großes Japan, regiert von seinem weisen Kaiser, ist allen Ländern der Welt überlegen.« An einer anderen Stelle: ›Der Japaner ist von Liebe und Tugend geleitet, während der minderwertige Europäer nichts sucht als körperliche und sinnliche Vergnügen.« In der ersten Nummer der Zeitschrift ›San Gan‹ schreibt der Professor Chiso Naito: ›Die Japaner allein haben das Recht auf den Titel ‚menschliche Wesen‘, die anderen Völker sind, wenn auch nicht Tiere, so doch mindestens Wilde.«

Die paar Belege, wovon noch mehr bei Dumolard (›Le Japon politique‹) nachzulesen sind, werden genügen zur Kennzeichnung der Denkweise und der Art des Schulunterrichts in Japan. Das Ergebnis dieser jahrzehntelangen Erziehungsarbeit kennzeichnete die ›Mail‹ wie folgt: ›Die Jugend verläßt die Schule mit der Überzeugung, daß die höchste Form der Ergebenheit gegenüber einem Fürsten sei, sich auf sein Verlangen zu entleiben, und die beste Weise, seinen Patriotismus zu zeigen, sei, Steine nach Ausländern zu werfen.«

Der Geist, den die japanische Schule züchtet, schlug die Schlachten in der Mandschurei. Russische Soldaten warfen doch immerhin nach Gemetzel und Drangsal die Mordwaffen weg, fragten sich schließlich: für wen zerfleischen wir uns eigentlich? Einen Gedanken von so ›revolutionärer‹ Gewalt kann der mordspatriotisch verdorbene Schädel des Japaners nicht gebären. Wenn er auf seinem Gang

zu den Ahnen noch recht viel Feinde seines Gottes mitnehmen kann, um so besser für diesen, für ihn, für die Ahnen.

Den Japanern ist es noch nicht gelungen, sich die Zuneigung der bei ihnen wohnenden Weißen zu erringen. Mit welchem Europäer man in Japan auch zusammenkommen mag, er weiß nichts Gutes über die Untertanen des Mikado zu sagen. Und wenn sich in den großen Karawansereien der Hafenstädte die Weißen zur Abfahrt zusammenfinden, hat so ziemlich jeder ein böses Sprüchlein herzusagen. Hier hat der vollgepreßte Brustkasten Gelegenheit, sich unter Beifall zu entladen: der eine donnert gegen den Nationalstolz, dem andern hat die Selbstüberhebung die Reiselust verdorben, dem dritten ist das Forschen durch Mißtrauen und Geheimniskrämerei verleidet worden. Und wenn gar einer mit der japanischen Unehrllichkeit anhebt, ist ihm einhelliger Beifall sicher.

Über die japanische Unehrllichkeit hatte ich schon in St. Franzisko böse Geschichten gehört. Aber ich vergaß nicht, daß man sich vor Verallgemeinerungen hüten müsse. Das merkte ich mir auch, als mich ein japanischer Uhrmacher betrog. Als ich dann, viele Monate später, in Nagasaki die nämlichen Klagen mit anhören mußte, nickte ich schon mit etwas mehr Verständnis. Zwar viel habe ich unter der Unehrllichkeit gerade nicht zu leiden gehabt. Mein Geldbeutel ist von den Söhnen des Mikado nicht stark beschnitten worden, schon weil daran verteufelt wenig zu beschneiden war und weil ich die Erfahrungen einer langjährigen Wanderschaft, die im Dollarland noch hübsch bereichert wurden, auch im Lande der aufgehenden Sonne anwandte. Gewiß, auch ich mußte in Jokohama für eine Rikschafahrt 60 Sen zahlen, wofür mein japanischer Begleiter bloß 15 Sen zu geben brauchte; er konnte ein (altes) Buch für 12 Sen haben, ich hatte für genau das nämliche 120 Sen abzuladen; am Ende meiner Japanfahrt wurden mir für einen Kimono 3,50 Jen abverlangt, den mir dann ein Sohn des Landes für 1,20 Jen brachte.

Aber wissen nicht alle Reisenden zu berichten, daß sie in fremden Ländern übervorteilt werden? Wie laut klagen nicht die Amerikaner und Engländer über die Trinkgeldquetschen, Hotels genannt, des europäischen Kontinents?

Um alle Klagen über die japanische Unehrllichkeit anzuführen, wäre ein dickes Buch nötig. Nur drei Sätze aus einem Briefe eines

französischen Kaufmanns sollen hier folgen: ›Der Japaner ist unehrlich bis in die Seele... Ich wette 100 Franken gegen 5 Centimes, daß, nach dem einstimmigen Urteil ehrlicher Leute, die mit Japan lange Jahre Handel getrieben haben, daß seine Bewohner Lügner, Gauner, Diebe und die schamlosesten Prahlhänse (›les plus éhontés des sacripants‹) sind... Der Japaner legt der Unterschrift, die er unter einen Vertrag setzt, nicht die geringste Bedeutung bei...‹ (Angeführt in: ›Le Japon moderne‹ von L. Naudeau.)

Der Mangel an Redlichkeit macht übrigens auch der japanischen Regierung Sorge. Die Berichte ihrer Vertreter im Ausland reden eindringlich genug. Jedenfalls ist die Regierung durch die Rücksicht auf den überseeischen Warenabsatz gehalten, das Handelsvolk auf den Weg der Ehrlichkeit zu bringen. Ein Teil der Kaufmannschaft erstrebt das gleiche Ziel. Aber auf dem Wege dahin bleiben leider viele an dem Geldbeutel der Weißen oder an kleinlichem Eigennutz kleben. Um die Schädlichkeit dieses Gebarens darzutun, hat die Regierung an der Hochschule einen Stuhl für – Redlichkeit im Handel geschaffen. Von diesem werden die Scherereien und Nachteile des Betruges mit eindringlichen Worten geschildert. Ob aber dadurch die Nachpfuscherei ausländischer Maschinen sowie der Diebstahl fremder Patente oder Schutzmarken verhindert werden? Oder ob dadurch die Richter unparteiisch, gerecht werden, wenn sie über einen von Japanern an Weißen verübten Betrug zu entscheiden haben?

Aber: Alles verstehen, heißt alles verzeihen. Diese betrübenden Eigenschaften mußten in der langen, schweren Nacht des ringens zwischen Unterdrückten und Unterdrückern entstehen. Man sagt ja auch, daß die jahrhundertelange Ächtung den Juden charakteristische Merkmale gegeben habe.

Durch viele Jahrhunderte hindurch, bis zur Zeit, wo die Wellen der westlichen Zivilisation die japanischen Küsten zu bespülen begannen, hatte das japanische Volk zu fronen und zu sterben für die Feudalherren. Wenn von Bildung, Wohlhabenheit und Muße geredet werden konnte, so waren sie bloß bei der Kriegerkaste zu finden. Die Gesellschaft war streng in Kasten geteilt; in eine höhere aufzusteigen war schwer, nein unmöglich. Die Krieger hatten Recht über Leben und Tod des gemeinen Mannes. Wenn die Adligen reisten, hatte sich das gewöhnliche Volk auf die Erde zu werfen, den Kopf in den

Staub zu stecken. Diese Ehrerbietung zu vergessen, kostete auf der Stelle das Leben. Bauern und Bettler wurden ohne Gewissensbisse getötet, oft nur um die Schärfe des Säbels zu prüfen. In jenen Zeiten hieben die säbeltragenden Herrenmenschen die Köpfe der gewöhnlichen Leute ab, wie die Bauern die Köpfe des Daikon (eine Art Riesenrettich) ab.

Geschlechter kamen und gingen, was aber blieb, war die Hoffart, die Grausamkeit der Herren. Der Niedertracht seiner Unterdrücker suchte der gemeine Mann mit Unterwürfigkeit, dann mit stiller Heuchelei zu begegnen. Traf er, der nichts als rohe Behandlung und eisigkalte Mienen kannte, einmal Freundlichkeit oder Güte, wurde er mißtrauisch. Hinter Entgegenkommen konnte er bloß böse Absicht oder Heimtücke wittern. In der Abwehr der unbekanntenen Gefahr hielt er es mit der List: Fremden gegenüber Mißtrauen, List, Heuchelei, den Herren gegenüber Unterwürfigkeit, Schweigsamkeit. Diese Regel erbte sich fort von Geschlecht zu Geschlecht und ging schließlich ins Blut des Volkskörpers über.

Die Händler standen gesellschaftlich noch weit unter der Bauernschaft. Sie hatten genug List und Verschlagenheit von den Vätern geerbt. Durch den schweren Druck von oben oder durch die Furcht vor Strafe wurden sie in den feudalarrechtlichen Bahnen gehalten. Als dann die Quadern aus dem feudalen Gebäude zu fallen begannen, verminderte sich der Alpdruck, der seit langem auf dem Volke lastete. Durch Umwandlung des Staats- und des Rechtswesens wurden wohl in kurzer Zeit schwere Schäden des Feudalismus beseitigt, aber es konnten damit nicht die Sitten und Charaktereigenschaften des Volkes, die in der Feudalzeit geworden, den neuen, freieren Verhältnissen entsprechend geformt werden. Durch Abnahme des Druckes und Milderung der Strafen erhielten die Händler größere Freiheiten zur Betätigung ihres Berufes, aber auch der ererbten Eigenschaften und Untugenden. Bei Kaufleuten, Hökern, Rikschaleuten und dergleichen ist die Fähigkeit zum Feilschen, Überlisten, Übervorteilen ganz naturgemäß hochentwickelt. Sie kann jetzt, da die hemmenden Schranken gefallen sind, in breiterem Maße angewendet werden. Die Fremden haben am schwersten darunter zu leiden; und da sie hauptsächlich nur mit dieser Sorte der japanischen Gesellschaft in Berührung kommen, zum Verkehr mit anderen Kreisen aber Zeit und Gelegenheit fehlen, müssen sie geneigt werden zu

glauben, die Geschäftsmoral der Krämerzunft sei Gemeingut des ganzen Volkes.

## Vom proletarischen Heim

In Kanda, dem Stadtviertel, wo mich der Zufall hatte Wohnung finden lassen, war ich bald bekannt. Eine Anzahl Geschäftsleute begrüßten mich als ihren Kunden. Mit den Kindern ging das Freundschaftschließen nicht gleich. Wenn sie den großen Ijin von weitem kommen sahen, fleuchten sie laut schreiend davon. Besonders die schußbereite Photographiermaschine flößte ihnen Angst ein. Erst nach und nach gewöhnten sie sich an den Fremdling. Vielleicht erzählten ihnen auch die Alten, daß er gar nicht der schwarze Mann sei, für den sie ihn hielten. Zögernd kamen sie aus ihren Verstecken hervor. Gegen eine Handvoll Zuckersteinchen verkauften sie den Rest ihrer Furcht. Setzte ich mich vor einem Laden nieder, um eine Tüte gehobeltes Eis, die 2 Pf. kostet, oder um eine Flasche ›japanischen Champagner‹, das ist Essigwasser mit Zucker, zuweilen auch Apfelwein geheiß, zu nehmen, kamen junge Väter und Mütter mit ihren Säuglingen herangestelzt, um sie von mir beurteilen und bewundern zu lassen. Einen nach dem andern nahm ich in die Arme, um sie zu prüfen. Trotz des Mangels an Fachkenntnis fiel mein Urteil stets recht günstig aus, was mir viel Anerkennung und Freundschaften einbrachte.

Der Sorgfalt des Rasierers empfahl mich mein Hauswirt persönlich. Als was er mich einführte, konnte ich nicht inne werden, sicherlich aber als eine bedeutende Persönlichkeit; denn während der Einführungsrede blickten der Rasierer und seine Gesellen wiederholt bewundernd zu mir herauf und verneigten sich dann tief. Mit ihrem Schabeisen behandelten sie mich immer sehr zärtlich. Für 4 oder 6 Pf. wurde ich ziemlich glatt geschabt; für 2 Pf. mehr konnte ich noch eine Kopfwaschung haben. Das waren die Preise, wenn mein Hauswirt mich begleitete, kam ich aber allein, kostete es 2 oder gar 3 Pf. mehr. So ungerecht mich nun dieser Aufschlag auch dünkte, meine Freigebigkeit konnte er nicht beeinträchtigen. Der Badergesell erhielt jedesmal 2, wenn ich besonders gut gelaunt war, sogar 3 Pf. Trinkgeld, was er mit artigen Verbeugungen quittierte.

Hitze und Straßenstaub machten alltäglich ein Bad nötig. In meiner Wohnung war keine Gelegenheit dazu. Die Hausgenossenschaft setzte sich abends um einen Trog und wusch sich, so gut es eben gehen mochte. Mich zu ihr zu gesellen, verhinderte die immer noch mächtig gärende europäische Moralsaure. So blieb nichts anderes übrig, als eine öffentliche Badeanstalt aufzusuchen.

›Die Japaner sind das reinlichste Volk der Welt.‹ Wenigstens steht es so in allen Büchern über das Inselvolk. Die Aufsteller solcher Behauptungen haben noch weniger recht als jener gute Mann, der Amerika für das ehrlichste Land hielt, weil dort Briefe frei auf den Briefkästen lägen, ohne kaum jemals gestohlen zu werden. Man darf aber beiden wegen ihres Irrtums nicht gram sein. Die einen haben nur das, was sie in guten Hotels oder bei reichen Japanern gesehen haben, aufs ganze Volk übertragen, und der andere hat nicht gewußt, daß ein Brief mit einer Zweicentmarke in Amerika nicht des Stehlens wert gehalten wird.

In Japan bildet das Bad die, wenn auch nicht die einzige Gelegenheit zum Reinigen. Es ist so heiß, daß der Weie, wenn er nicht ›abgehärtet‹ ist, seine Haut darin lassen kann. In besseren Häusern wird regelmäßig abends vor dem Essen oder Schlafengehen gebadet. Der beste Gast hat den Vorrang; ihm folgen die andern Gäste nacheinander, wenn sie es nicht vorziehen sollten, gemeinsam in den Wasserkasten zu steigen. Der gewöhnliche Japaner hat diese (für ihn unbezahlbare) Einrichtung nicht, er benutzt die öffentlichen Bäder, wenn er Zeit und Geld hat, was bei ihm seltener der Fall ist als bei den Arbeitern irgend einer europäischen Nation. Das öffentliche Bad kostet 6 Pf. Das ist für viele japanische Arbeiter ein Stundenlohn. Ob nun diese Baderei der Gesundheit förderlich ist, mag aus dem folgenden beurteilt werden.

In den öffentlichen Bädern hat nicht jeder eine Wanne für sich, sondern sie bleibt den ganzen Tag, wenn nicht noch länger, gefüllt zur Benützung aller Gäste. Man seift sich ein und spült sich ab, ehe man ins Becken steigt. Mitunter geht's auch gleich hinein. Der Aufenthalt im Wasser wird so lange wie möglich ausgedehnt. Oft sieht man ein halbes Dutzend Köpfe aus dem dampfenden Wasser hervorkommen, die eifrig schwatzen. Ist einer mit einer Hautkrankheit befallen, muß er seine Kollegen anstecken. Die Hautkrankheiten haben in Japan eine schreckliche Ausdehnung erreicht und eine Ekelhaftig-



keit, die dem fremden Besucher den Appetit gründlich verderben kann. Es scheint selbstverständlich, daß neben der gräßlichen Armut des Volkes, die einen richtigen Arzt zu besuchen verbietet, und neben dem Unwesen der Kurpfuscherei, diese Art der Baderei in der Hauptsache wechselseitig die Ursache und Folge der Hautkrankheit ist.

Ich habe nur einmal, an einem Morgen, als mir das Wasser klar schien, den Wasserkasten benutzt. Als ich dann den Boden berührte und eine gelbbraune Brühe aufsteigen sah, stand fest, daß mir das nach Reinigung schreiende Gewissen die Benutzung des Bades für immer verbot. Von da ab wusch ich mich stets außerhalb des Troges.

Übrigens, selbst wenn die körperliche Reinigung so groß und so allgemein wäre, wie es ausgeschrien wird, würde sie kaum der Notwendigkeit entsprechen. Bei trockenem Wetter sind die Straßen sehr staubig, bei Regenwetter schrecklich kotig. Die Zimmer stehen tagsüber von einer, wenn nicht von zwei oder drei Seiten offen, so daß der Straßenschmutz ungehindert eindringen kann. Dann haben die (minderbemittelten) Japaner kaum Unterwäsche. Ihre lose Kleidung, der Kimono, der oft bis zur Hüftenhöhe gehoben getragen wird, erleichtert die Verunreinigung des Körpers. Sie schlafen in den Kleidern auf einem auf dem Boden ausgebreiteten ›Bett‹, worauf die Kinder die erste, die Alten die letzte Seilfahrt antreten, worauf sich die Familienfestlichkeiten vorhergehender Geschlechter abgespielt haben.

Die Japaner wußten nicht, daß sie nackt waren, bis Besucher aus christlichen Ländern es entdeckten. Bis dahin badeten Männlein und Weiblein vereint. Das ist heute auf dem Lande noch allenthalben der Fall, in den Städten aber ist es streng verboten. Hier sind die Geschlechter durch eine Bretterplanke getrennt, über die bloß Leute hinwegsehen können, die eines Hauptes länger sind denn alles Volk; um unten durchsehen zu können, muß man sich schon bücken. Oft sind die Bretter so dicht zusammengefügt, daß der Durchblick nicht möglich ist. Aber den Freunden der Sittlichkeit ist schon beim Eintritt die Möglichkeit gegeben, sich zu überzeugen, ob rechts und links der Wand alles in Ordnung ist. Übrigens wacht auch das Fräulein, das das Badegeld einnimmt, von einem erhöhten Sitz aus über alle Badegäste. In die Männerabteilung steigt sie öfter hinab, weil ein ganz richtiges Gefühl ihr sagt, daß die Männer auch

beim Baden eine helfende Hand eher brauchen und mehr schätzen.

Die Regierung des heidnischen Japan will nicht hinter den christlichen Ländern zurückbleiben. Sie befiehlt ihren Untertanen, beim Baden im Wasser eine Badehose anzulegen. Da in keinem Lande die Achtung vor der Obrigkeit so groß ist wie in Japan, wird dieser Befehl ohne Frage buchstäblich befolgt. Wenn die gesetzachtenden Bürger aus dem Wasser sind, werfen sie den hinderlichen Lappen wieder weg und lustwandeln im Adamsgewand. Einerseits verbietet die Regierung die Ausstellung ›nackter Bilder‹, andererseits läßt sie ganze Regimenter in der allereinfachsten Uniform öffentlich baden.

Ein ideales Heim möchte ich die Klausen des japanischen Arbeiters nun nicht nennen. Luft und Licht kommen zwar reichlich durch die offenen Schiebetüren und durchgestoßenen Papierscheiben, aber Straßenlärm und Staub auch. Der Sonnenuntergang steigert wohl die Hoffnung auf Ruhe, aber erfüllt sie nicht. Gewiß verlieren sich in der Nacht Lärm und Hitze, dafür kommen dann andere Qualen, geben sich Moskitos sowie allerlei zwickende Biester ausgerechnet auf der Schlafmatte ein Stelldichein. Insektenpulver kennt das heidnische Land zwar auch, nur heißt einen ein längerer Gebrauch zweifeln, ob es zum Vernichten oder zum Füttern des Ungeziefers ist. Wer sicher gehen will, tut gut, recht viel davon auszustreuen, mindestens so viel, damit es im Notfall durch sein Eigengewicht vernichtende Wirkung ausüben kann, wenn sein Gift, wie gewöhnlich, versagen sollte.

Den Eingeborenen scheinen die Insekten nicht so viel Ungemach zu bereiten als den Weißen. Wenn die ersten Sonnenstrahlen das mit Insektenpulver und Flohleichen bedeckte Schlachtfeld beleuchteten, richtete ich fragend den Blick nach der nicht weit von meinem Lager gebetteten Hausgenossenschaft. Wohl machten die unter dem Moskitonetz eng aneinander gereihten Hausgenossen von Zeit zu Zeit turnerische Übungen mit den unteren Gliedern, als ob sie die zwickenden und stechenden Feinde tottreten wollten; aber aufgewacht sind sie dabei nicht. Sie schliefen wort- und fluchlos weiter.

In den Stunden vor und nach Mitternacht wird man regelmäßig durch kurze, scharfe Schläge erschreckt. Lange braucht man an der Netzwand nicht nach der Ursache dieser Störung zu spähen. Die Schläge rühren vom Aufschlagen der Pfeifen her. In Japan rauchen die Frauen ebenso leidenschaftlich wie die Männer, und nicht bloß

am Tage, sondern auch in der Nacht. Dann und wann wacht die Frau unwillkürlich auf und greift nach dem stets bereit liegenden Pfeifchen, füllt den kleinen, an einen Kinderfingerhut gemahnenden Kopf mit dem roten Pferdehaar gleichenden Tabak, setzt ihn an der ständig in einem Sandtopf glühenden Holzkohle in Brand, tut dann drei oder vier herzenstiefe Züge, leert die Pfeife mit ein paar kräftigen Schlägen an den Sandtopf oder Rauchkasten, legt sich auf die andere Seite und schlummert befriedigt weiter. Was die eine Schläferin tut, kann die andere nicht lassen. In regelmäßigen Zeitabschnitten ertönt ein durchdringendes: klapp, klapp, klapp! durch die nächtliche Stille.

Die Sonne ist noch nicht lange gestiegen, da wird es schon im Hause lebendig. Viel Zeit wird mit Waschen und Anziehen nicht vergeudet. Auch wenn nicht in den Kleidern geschlafen wird, ist der Kimono, ein aus leichtem Stoff gefertigter, vom Kopf bis zu den Knöcheln reichender Mantel, schnell umgeworfen. Strümpfe werden im Hause der armen Klassen selten, Schuhe daheim nie und nirgends getragen.

Für das japanische Haus sind die Matten auf dem Zimmerboden ungefähr das, was bei uns Sofa, Bett, Stühle und Bänke sind. So wie es uns nicht angenehm wäre, wenn jemand mit den Schuhen an den Füßen auf diesen Möbeln herumliefe, so wenig liebt es der kleine braune Mann, daß jemand mit den Schuhen auf seinen Matten geht. Darum ist es in Japan unbedingt notwendig, daß die Schuhe draußen an der Türe gelassen werden. Die langen Reihen von Trittschritten vor den Häusern und Hotels zeigen, daß die Gäste im Innern in Strümpfen oder barfuß herumlaufen. Bei dem Lederschuhe tragenden Fremden bewirkt die Pflicht, vor dem Haus das Fußzeug abzuziehen, schwere Flüche; er findet es nicht angenehm, vor der Haustür oder am Straßensaum die Schuhriemen zu lösen. Doch nicht immer. Die Liebenswürdigkeit der Frauen kann diese Arbeit mitunter zu einem Vergnügen machen. Wenn ich beispielsweise in den Vorraum meines japanischen Gasthauses kam, eilten gleich zwei Mädchen herbei, eine, um mir Luft zuzuwedeln, die andere, um mir die Schuhe ausziehen. Eine solche Artigkeit ist Balsam für das Herz des Junggesellen.

Die Frauen habe ich am Morgen nirgends die Haare machen sehen. Aber an jedem dritten, vierten oder fünften Tage erschien die Haarmacherin mit einem Werkzeugkasten, worin sich Käämme,

künstliche Blumen und Öl befanden. Eine Frau nach der andern kniete vor ihr nieder, ließ sich kämmen, das Haar allzugründlich und mit mehr Fett einschmieren, als es europäische Gewohnheit und Nase lieben, schließlich die Flechten mit einer künstlichen Blume zieren und auf irgend eine Art aufrichten. Es soll an die tausend verschiedene Haartrachten in Japan geben. Wenn ich nicht fürchtete, daß meine Fachkenntnisse auf diesem Gebiete schweren Zweifeln begegneten, würde ich behaupten, ich habe nie mehr als drei Haartrachten unterschieden.

Bei sorgfältiger Pflege hält diese Haartracht drei bis vier Tage – oder auch nicht. Um ihre Lebensdauer zu verlängern, muß für den Schlaf eine passende Kopfunterlage gewählt werden. Während der Mann ein rundes Polster als Kopfstütze benützt, wählt die Frau einen flachen, aufrecht stehenden Holzklotz. Verweichlichte Europäer werden es nicht wahrhaben wollen, daß man darauf süß schlummern kann. Dabei werden sie solange bleiben, bis wiederholtes Niederschlagen des Schädels sie herausfinden läßt, daß der Schlummer mit diesem Holzklotz doch möglich ist, nur muß man ihn nicht unter, sondern neben den Kopf schieben.

Das Schwärzen der Zähne ist nicht so allgemein, wie es nach den Berichten scheinen mag. In den Großstädten trifft man selten eine Frau mit geschwärzten Zähnen; auf dem Lande ist dieser überaus häßliche Brauch noch verbreitet. In alten Zeiten galten schwarze Zähne als das Zeichen guter Herkunft, weiße als pöbelartig. Es wird behauptet, durch das Schwärzen des Gebisses wolle die Frau der Öffentlichkeit auffällig anzeigen, daß sie verheiratet, vergeben sei; es gelte als Gelöbnis der ehelichen Treue oder als eine Art Abschreckungsmittel für brünstige Werber. Sei es, wie es wolle, eins ist gewiß: alle Japanerinnen, die ich mit durch Schwärze verunstalteten Zähnen sah, waren dermaßen häßlich und alt, daß sie auch ohne dieses Abschreckungsmittel ungeschoren geblieben wären.

Japan ist das Reis- und Teeland. Die europäischen Liebhaber dieser Nahrungsmittel werden gut tun, sie nicht in einem gewöhnlichen Teehaus oder Arbeiterheim zu verlangen, weil zu befürchten ist, daß sich ihr Magen dagegen aufbäumt. Der Reis wird nur in Wasser gesotten und zuweilen mit einer unausstehlich riechenden Brühe gewürzt; Zucker, Zimt, Butter und Milch werden nicht dazu verwendet. Der Tee ist für den Europäer zu bitter, da er ohne Milch und

Zucker auf den Tisch kommt. Brot gibt es in Japan jetzt auch, wenigstens in den Orten, wo Fremde verkehren; auf dem Lande sowie in Arbeiterheimen habe ich vergeblich danach gefragt. Der Genuß des Fleisches oder eigentlich das Töten von Tieren ist durch religiöse Gebote untersagt. Dessenungeachtet wird es bei den Wohlhabenden und in besseren Teehäusern aufgetragen. Zahlreiche Schichten des arbeitenden Volkes müssen sich des Fleischgenusses enthalten, weil es für sie zu teuer ist. (Das Pfund Rindfleisch kostet 90 Pf.) Messer und Gabeln werden beim Essen nicht gebraucht. Der Reis wird mit zwei Stöckchen von dem nahe an den Mund gebrachten Napf auf die Speisetafel gebracht. Die Handhabung dieser Stäbchen ist so einfach nicht. Der Fremdling, der viel Hunger und wenig Zeit hat, wird die Finger gebrauchen. Es soll Japaner geben, die mit den Stöckchen eine Nadel aufheben können. Der Ehrgeiz des Europäers wird nicht nach dieser Kunstfertigkeit streben, sondern schon vollauf befriedigt sein, wenn er damit den Reisnapf leer bringt.

## Die japanische Frau in Ehe und Gesellschaft

Die vielen kleinen Annehmlichkeiten, die dem Junggesellen in Europa die Last seines Standes zu tragen erleichtern, kennt sein japanischer Leidenskollege kaum. Dieser kennt nicht das ungestörte Junggesellenheim, nicht die leichte Möglichkeit, in Speisehäusern seine leiblichen Bedürfnisse billig zu befriedigen; er weiß nichts vom Zusammensein der Geschlechter bei Unterhaltung, Tanz und Plausch. Für die alleinstehenden Angehörigen der arbeitenden Schichten sind besondere Heime kaum vorhanden. Der ledige Arbeiter kann eine Ecke im Familienzimmer als Liegestatt erhalten, oder, wenn es hoch geht, auch einen ganzen Raum. Diesen abzuschließen läßt schon die Bauart des japanischen Hauses nicht zu. Will der japanische Junggeselle nicht auf Ordnung und ungestörte Mußestunden verzichten, so muß er einen eigenen Haushalt gründen.

Noch mehr als der Mann sieht sich das Mädchen veranlaßt, nach der Heirat zu streben. Für den engen Raum des väterlichen Haushaltes wird die erwachsene Tochter bald ein Hindernis. Der Storch stellt sich bei der Mutter viel öfter ein, als es Raumverhältnisse und

Einkommen gestatten. Die erwachsene Tochter wünscht sehnlich den Augenblick herbei, wo sie der jungen Brut die schmalen Matten und den unzulänglichen Reistrog allein überlassen kann. Das Gleiche wünschen die Eltern. Eines Mädchens Scheiden lockert nicht viel Tränen. Das Elternherz hängt inniger an den Jungen als an den Mädchen. Die Geburt einer Tochter erregt weniger Freude als ihr Abschied. Wenn eine Frauenrechtlerin in Japan behaupten würde, die Rippe, woraus Eva gemacht worden, sei der beste Körperteil Adams gewesen, so wäre ihr allgemeiner Widerspruch sicher. Ein Volk, das den Ahnenkultus inbrünstig pflegt, sehr hohen Wert auf die Fortpflanzung des Namens legt, wird natürlicherweise den Stammhalter viel mehr wertschätzen als die Tochter.

Die Aussicht auf eine selbständige Stellung außerhalb der Familie ist für das Mädchen der Bürgerklasse herzlich gering. Von den Töchtern der Arbeiter, Bauern und Kleinbürger finden Tausende in Fabriken, Wäschereien, Gasthäusern – und Freudenhäusern Unterkunft. Die Stellung zu halten, wird mit zunehmendem Alter oder abnehmenden körperlichen Reizen schwierig. Von dem kargen Lohn – in Osaka erhalten Textilarbeiterinnen 24 Pf. den Tag – ist kein Spargroschen für wirtschaftliche Regentage zu erübrigen.

Neben der Trostlosigkeit der Gegenwart und der Aussicht auf die düstere Zukunft heißt vor allem der stark entwickelte Naturtrieb nach eigenem Herd und Mutterschaft in der Ehe das Ziel des Strebens suchen. Da die jungen Männer den Mädchen auf halbem Wege entgegenkommen, so kann die Erreichung des Zieles nicht schwierig sein. Die Hauptsache ist nur, für beide Teile die richtige Wahl zu treffen. Wenn das in mehr Fällen gelingt, als es der Mangel an gesellschaftlichem Verkehr zwischen heiratsfähigen Personen, die Zurückgezogenheit der Mädchen, anzunehmen erlaubt, so ist dies nicht zum wenigsten dem Vermittlungswesen zu verdanken.

Sucht ein junger Mann oder suchen seine Eltern für ihn eine Frau, oder wünscht ein Vater seine Tochter zu verheiraten, so wird ein (verheirateter) Mann auf die Suche nach einer passenden Person gesandt. Glaubt der Vermittler, eine annehmbare Partie gefunden zu haben, veranstaltet er eine Zusammenkunft beider Parteien in einem Theater, Tempelhof oder sonstigen öffentlichen Ort. Eltern und Verwandte mit den jungen Leuten begegnen sich »zufällig«, der Mittelsmann besorgt die gegenseitige Vorstellung, bringt eine gleichgültige

Unterhaltung in Fluß. Dabei haben die Heiratslustigen Gelegenheit, sich persönlich kennenzulernen. Fällt die erste Begegnung zu beider Zufriedenheit aus, machen sie dem bald nachher daheim nachfragenden Vermittler davon Mitteilung. Nun veranlaßt jede der beiden Familien Freunde, nach Stand, Vermögen und Ruf der anderen Seite zu forschen. Dies ist insofern vonnöten, als es der eifrige Vermittler bei der Schilderung der Vorzüglichkeit seiner Auftraggeber nicht immer sehr genau nimmt. Fallen die Berichte der Freunde günstig aus, dann erst wird der entscheidende Entschluß gefaßt. Der Vermittler erhält nun den Auftrag, einen günstigen Tag für die Anbringung der förmlichen Werbung auszusuchen.

Am festgesetzten Tage erscheint ein vertrauter Bote der Familie des Bräutigams im Hause der Braut, um ihrem Vater den Heiratsantrag in aller Form zu machen, wobei er Geschenke (Reis, Fisch, Kleider, Reiswein) anbietet. Die Annahme der Geschenke bedeutet Zustimmung zur Heirat. Der Vater beeilt sich, die Familie des Bräutigams zu einer Mahlzeit einzuladen, um ihr die Verlobung seiner Tochter mitzuteilen.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit sind somit vollständig. Der Hochzeitstag findet die Braut mit ihrer Aussteuer auf dem Wege zur Familie ihres Erwählten, zum zukünftigen Heim. Im besten Zimmer werden Immergrünbäumchen und andere, Langlebigkeit und Treue versinnbildlichende Pflanzen aufgestellt. Hat die Braut Platz genommen, setzt sich der Bräutigam zu ihr. Nun folgt ein etwas umständlicher Brauch, dessen Gipfelpunkt das ›Dreimaldreik‹, die dreimalige Leerung von drei mit Saké gefüllten Gläsern durch Braut und Bräutigam ist. Das wechselseitige Leeren der Gläser stellt das Gelöbnis der Treue und Liebe dar, ist die eigentliche Trauung. Danach wechselt das junge Paar die Kleider und erscheint in der Gesellschaft der anderen Gäste zum gemeinschaftlichen Mahl. Am nächsten Morgen teilt die Braut durch einen Boten ihrem Vater den glatten Verlauf ihrer Verehelichung mit. Als Antwort kommen Geschenke und Glückwünsche. Die Sitte, die je nach der Schule verschieden ist, verlangt noch weitere Zusammenkünfte, mehr Austausch von Geschenken und gemeinsame Mahlzeiten. Diese vielen Bräuche können hier ohne Schaden übergangen werden, denn das arbeitende Volk hat wenig Teil daran. Die Arbeiter werden durch Mangel an Lust, Zeit und Mitteln gezwungen, die Feierlichkeiten auf das Mindestmaß zu verringern.

Mit der Vereinigung des Paares ist das Werk des Vermittlers noch keineswegs beendet. Er bleibt für lange Zeit, wenn nicht für das ganze Leben, der Freund und Berater des Ehepaares. Da füglich angenommen werden darf, daß ihm die Wohlfahrt beider Teile am Herzen liegt, so ist sein Wort bei Familienzwiseigkeiten von großem Gewicht. Bei kleinen Mißhelligkeiten wird seine Hilfe gerne angerufen, und im Fall, daß eine Scheidung beabsichtigt wird, muß er befragt werden.

Über dieses Vermittlungsverfahren mag man denken wie man will, einen Vorzug hat es jedenfalls. Dank ihm ist es auch dem Mädchen (mittels der Eltern) möglich, sich dem Manne mit einem Antrag zu nähern. Dann werden durch die Verhandlungen sowie durch die Einholung von Auskünften über die zukünftige Verwandtschaft durch dritte Personen Enttäuschungen und ›Körbe‹ erspart. Freilich ist für das junge Volk die ›schöne Zeit der jungen Liebe‹ nüchtern bis zur Geschäftsmäßigkeit; aber andererseits geht es ohne eitle Hoffnungen, mit offenen Augen in die Ehe.

Das Hochzeitsfest mit dem umständlichen Drum und Dran ist in langen Zeitläuften geworden. Der Gesetzgeber des neuen Japan hat sich damit nicht befaßt. Die Ehe ist heute ein rein bürgerlicher Vertrag mit wohltuender Einfachheit. Das Gesetz verlangt bloß, daß die zwei Familien die Heirat berichten und daß der neue Aufenthaltsort des Mädchens in die Liste der Ortsbehörde eingetragen wird. Mit dieser Eintragung ist das Paar gesetzlich getraut.

Der heiße Wunsch, den Namen zu erhalten, hat die Kindesannahme geschaffen. Ein nur mit Mädchen gesegneter Vater nimmt sich einen kleinen Jungen ins Haus und zieht ihn auf, oder er nimmt einen schon herangewachsenen Knaben an Kindesstatt. In beiden Fällen mit der Absicht, den Kürsohn mit der eigenen Tochter zu verheiraten. Oft geschieht Hochzeit und Förmlichkeit der Ankindung gleichzeitig. Dieser Schwiegersohn übernimmt natürlich den Namen seiner Frau. Beneidenswert soll die Stellung des jungen Mannes nun nicht sein. Obwohl er das Haupt der Familie seiner Frau geworden ist, über deren Vermögen rechtmäßig verfügen darf, wird er von der neuen Verwandtschaft nicht viel anders bewertet als ein geduldetes Übel. Ständig wird ihm zu verstehen gegeben, daß er nur ein gelittener Fremdling sei, der nichts als Dankesworte äußern dürfe und nur Pflichten zu erfüllen habe.



Die Stellung der jungen Ehefrau in der Familie ihres Mannes wird allgemein als sehr schwierig geschildert, insonderheit wenn sie in eine zahlreiche Hausgemeinschaft hineinkommt. Das junge Ehepaar zieht in das Haus des Vaters des Mannes; wenn ein eigenes Heim gegründet wird, findet sich ein Teil oder die ganze Sippe zum Mitbewohnen ein. Die junge Frau wird als Fremde, als Magd, von allen betrachtet. Das Benehmen der Schwiegereltern als auch der Brüder und Schwestern des Mannes läßt nicht nur oft Zuneigung vermissen, sondern zeigt zuweilen Abneigung, wenn nicht gar offene Feindschaft. Mit den Schwägern und Schwägerinnen ist schließlich noch auszukommen, und dann besteht die Hoffnung, daß sie von einem gütigen Heiratsvermittler aus dem Haus geschafft werden. Der Schwiegervater wird als ein leidlich erträglicher Hausgenosse geschildert. Werden ihm seine bescheidenen Wünsche erfüllt, überläßt er den Frauen das häusliche Feld.

Der eigentliche Quälgeist der jungen Frau ist die Schwiegermutter. Deren Wünschen und Launen hat sich die Schwiegertochter ohne Widerrede unterzuordnen. Religion hat die Hausgewalt der japanischen Schwiegermutter begründet, Überlieferung hat sie geheiligt, durch Unverstand und Albernheit ist sie für die junge Ehefrau zur Leidensquelle geworden.

In dem Streit zwischen Mutter und Gattin spielt der Mann eine, nach europäischen Begriffen, unmännliche Rolle. Zwischen Mutter und Gattin gestellt, wird er der ersten zuneigen. ›Mutter hab' ich nur eine, die Frau ist jederzeit ersetzbar.‹ Kindliche Ehrfurcht bestimmt seine Denk- und Handlungsweise. Seine Auffassung von der Stellung, Würde und Ehre der Gattin ist in der asiatisch-feudalen Zeit entstanden und hat von dem europäischen Einfluß noch nicht angetastet werden können.

Die Furcht, daß japanische Sitten und Gebräuche bald der Europäisierung zum Opfer fielen, ist unbegründet, denn sie werden getreulich weiter gehegt und gepflegt von der Frau. Gewiß, der politische Überbau Japans wie sein Wirtschaftsleben atmen neuen Geist, doch ist davon in den Niederungen der Gesellschaft noch nichts zu merken. In den tiefen Schächten der Volksseele und des Familienkreises wirken die jahrhundertealten Anschauungen noch weiter, wird weiter nach den Satzungen gelebt, werden weiter die Einrichtungen gepflegt, die hundertmal vermoderte Vorfahren geschaffen und gepriesen haben.

Für die großen Sittenlehrer, Konfuzius und seine Jünger, ist der Mann der unbeschränkte Herr der Familie, die Frau dessen Magd mit allen Pflichten, aber keinerlei Rechten. Nach Kaibara, dem Jünger von Konfuzius, besteht die ganze ›Wissenschaft der Frau‹ in einem ›dreifachen Gehorsam‹: Gehorsam dem Gatten, gehorsam den Schwiegereltern, gehorsam als Tochter dem Vater und der Mutter. ›Die Frau hat ihren Mann als einen Oberherrn zu betrachten, ihn in aller Ehrfurcht und mit aller Anbetung, der sie fähig ist, zu dienen. Die große Pflicht der Frau, ihre Lebenspflicht, ist zu gehorchen. Im Verkehr mit ihrem Manne hat ihre Haltung und Sprache Hochachtung, Folgsamkeit und Demütigkeit zu atmen. Gibt der Mann seine Befehle, hat die Frau niemals Ungehorsam zu zeigen. In zweifelhaften Fällen hat sie ihren Mann zu fragen und seinen Rat unterwürfig zu befolgen. Kommt der Mann in Zorn, hat sie ihm mit Furcht und Zittern zu gehorchen. Eine Frau hat ihren Mann als den Himmel selbst zu betrachten; niemals soll sie nachlassen darüber nachzudenken, wie sie ihm am besten untertänig sein kann, damit sie der himmlischen Strafe entgehe.‹

Nach den Sittenlehrern ist die Heirat nichts als ein Vertrag, der dem Manne alle Rechte, der Frau nur Pflichten auferlegt. Der Mann kann sie mit einer Handbewegung von sich stoßen, während die Frau verpflichtet ist, zu bleiben, auszuhalten, solange es dem Herrn der Schöpfung gefällt. Kaibara hält die Ehescheidung für gerecht, wenn die Frau dem Schwiegervater oder der Schwiegermutter gegenüber Ungehorsam zeigt, im Fall sie unfruchtbar, eifersüchtig, unzüchtig, geschwätzig oder aussätzig ist, eine unehrerbietige Sprache führt oder zum Diebstahl neigt. ›Die fünf schweren Krankheiten, die den weiblichen Geist quälen, sind: Ungelehrigkeit, schlechte Laune, Eifersucht, Dummheit, Schmähsucht. Ohne jeden Zweifel sind sieben oder acht Frauen von zehn von einer von diesen fünf Krankheiten befallen, und davon rührt die Minderwertigkeit der Frau dem Manne gegenüber her. Die Frau ist neben dem Manne eine Unbewußte, der selbst die Pflichten entgehen, die dem Manne in die Augen stechen. Die Schwächlichkeit ihrer Natur ist so groß, daß es eine Verpflichtung für sie ist, in den kleinsten Dingen sich nicht selbst zu vertrauen, sondern ihrem Manne zu gehorchen.‹

Diese Belegstellen werden genügen zur Beurteilung der Ansichten japanischer Weiser über die Stellung der Frau. Aber hat sich seit der

Öffnung Japans für die westliche Zivilisation nicht viel geändert? Ist aus dem innigen Verkehr mit den Kulturstaaten kein Vorteil für die unterdrückte Weiblichkeit Japans gesprossen? Verhallt im ›England des Ostens‹ die Stimme der Frauenbewegung ungehört? Rüttelt nicht die kleine braune Frau selbst an ihren Fesseln?

Es gibt einige Kenner, die auf diese Fragen mit einem bedingten Ja antworten. Möglich, daß eine vergleichende Betrachtung ihnen nicht ganz unrecht gibt. Allein, viel ist davon nicht zu merken. Auf meinen vielen Gängen durch die Arbeiterviertel als auch bei meinen Besuchen von Häuslichkeiten verschiedener Gesellschaftskreise konnte ich nichts entdecken, was wie eine in Westeuropa oder in Amerika geübte Wertschätzung der Frau hätte gedeutet werden können.

Mein Tokioer Hauswirt gilt in seinen Kreisen als ein geistig weit fortgeschrittener Mann. Er ist ein tüchtiger Arbeiter und wackerer Sozialdemokrat. Seine Familie bietet ein prächtiges Bild häuslichen Glückes. Ein böses Wort habe ich ihn in den langen Wochen meiner Anwesenheit weder seiner Frau, noch Mutter oder Kindern sagen hören. Der jungen Frau wurde von der Schwiegermutter nirgends dreingeredet, und ihr Gatte stand ihr allzeit hilfsbereit zur Seite. Aber dieses Muster von einem fortgeschrittenen japanischen Ehemann hielt es auch für selbstverständlich, daß ihn das Weibchen gehorsamst lächelnd an die Tür begleitete, wenn immer er auszugehen beliebte; daß sie ihn freundlichst empfing, wenn er, ganz gleich zu welcher Zeit, heimzukommen geruhte.

Eines Abends bat ich ihn, mich nach Joschiwara, der Liebesstadt Tokios, zu begleiten. Ich schärfte ihm ein, seiner Frau um keinen Preis das Ziel unseres Ausganges anzudeuten. Diese Vorsicht muß er eines Ehemannes unwürdig gehalten haben, denn er ging spornstreichs zu seiner Frau und teilte ihr unser Vorhaben mit. Er fand es nicht mehr als in Ordnung, daß sie sich emsig an die Vorbereitung seiner Kleidung machte und uns beim Fortgang mit freundlichem Lächeln an die Türe geleitete. Ich hielt mich durch diese Freundlichkeit zu Dankesworten verpflichtet. Das Grinsen meines Begleiters schien sagen zu wollen: wie rückständig, wie unmännlich ihr Europäer doch seid!

Freilich geht der Japaner auch mit seiner Frau aus; aber es wird ihm nicht einfallen, sie an seiner Seite gehen zu lassen. Auf allen japanischen Gassen das gleiche Bild: Vorn stolziert der Herr der Schöp-

fung, einige Schritte hinter ihm humpelt das Weibchen, gewöhnlich mit Kindern und noch andern Bündeln beladen. Wiederholt habe ich gesehen, daß Männer Reittiere bestiegen und die kleinen Frauen mit dem Gepäck belastet nebenher stelzen ließen.

Der Japaner hält seine Frau zu ewiger Treue verpflichtet. (Untreue der Frau ist ein wichtiger Scheidungsgrund.) Für sich selbst erkennt er diese Verpflichtung nicht an. Er geht mit Geischas Süßholz raspeln, pflegt Umgang mit Dirnen, hält sich in oder außer dem Hause Stiefliebchen, wenn es ihm beliebt oder es seine Mittel gestattet. Dem Manne kommt nicht in den Kopf, daß solche Streifzüge in das außereheliche Gebiet einen Scheidungsgrund darstellen, oder daß sie der Gattin ein Recht auf Vorhaltungen geben könnten. Gefällt es ihm, Zuhälterinnen ins Haus zu nehmen, hält er es für selbstverständlich, daß sie von seiner Ehefrau freundlich empfangen und artig zur Tür geführt werden.

Vor einiger Zeit wurde der Brauch der Vielweiberei in der japanischen Presse mit unbezahlbarer Rücksichtslosigkeit erörtert. Bei dieser Gelegenheit brachte die Yorozu Choho eine Liste mit 493 in der Hauptstadt wohlbekannten Persönlichkeiten, die sich Stiefliebchen hielten. Darunter waren 9 Minister, 7 Rechtsanwälte, 15 Mitglieder des Herrenhauses usw. Von ihren Kebsweibern waren 193 Geischas, 69 ehemalige Dienstmädchen, 17 öffentliche Dirnen, 91 »gewöhnliche Mädchen«, 15 an Kindesstatt genommene Mädchen.

Übrigens taten diese Herren nur das, was ihnen ihr Kaiser Mutsuhito, der Gottsohn, vormachte. Dieser hatte, wie männiglich bekannt ist, neben seinem eigenen Weibe noch ein halbes Dutzend Nebenfrauen, wovon eine uneigennützig genug war, dem Lande einen Kronprinzen zu schenken.

Die Vielweiberei ist bei den arbeitenden Schichten weniger verbreitet. Nicht etwa, daß die Bauern und Arbeiter tugendhafter veranlagt seien. Aber ihre Neigung zur Übertretung des sechsten Gebotes wird sehr eingeschränkt durch den Mangel an Mitteln. Viel ist dadurch für die eheliche Treue nun zwar auch nicht gewonnen, denn zu einem Besuch des Teehauses oder einer Geisha langt schließlich selbst das niedrigste Einkommen.

Im Teehaus spielt sich ein gutes Stück japanischen Volkslebens ab. Dort findet der kleine braune Mann, was er daheim in seiner kahlen Klause vergeblich sucht: Musik, Tanz, volle Sakéflasche und wohl-

feile Mahlzeit; dort kann er an einem lieben Besucher Gastfreundschaft üben, geschäftliche Dinge besprechen, die Gedanken ablenken von seinen Sorgen und Mühen. Auf dem langen, eintönigen Lebensweg bildet das Teehaus die Oase: der halb klagende, halb jauchzende Gesang der Geiskas, die strummigen Töne der Samissen, die anmutigen Körperbewegungen der Tänzerinnen, die fröhliche Unterhaltung der am Boden hockenden Gäste, der heiße Dampf des Sakénapses und die Anmut der Bedienerinnen machen dem Japaner das Herz leicht und die Zukunft schön, lassen ihn nur schwer den Weg zum Heim finden, wo ihn Pflicht und Sorgen erwarten.

Das Erforschen des Seelenlebens der japanischen Frau ist sehr schwer, für den Fremden nachgerade unmöglich. Die Sitte hat eine schier unübersteigbare Wand um sie gezogen und die Erziehung hat sie schweigen gelehrt. Zu den öffentlichen Zusammenkünften erscheint sie kaum. Zwar hat sie das Recht, allein auszugehen, aber sie weiß, daß es das beste ist, von dieser Freiheit so wenig wie möglich Gebrauch zu machen. Tritt fremder Besuch ins Haus, verschwindet sie. Der Gast wird gewöhnlich vom Hausherrn allein empfangen, mit Tee, Reiskuchen oder Gebäck bewirtet, liebenswürdig unterhalten und artig an die Tür geleitet. Das Spähen nach der Weiblichkeit, der Versuch, näheres über die Häuslichkeit zu erfahren, scheitert. Über dem Familienleben bleibt ein Schleier liegen, der zwar so unangenehm nicht anmutet, der aber nicht zu lüften ist. Auf die Frage nach der Hausfrau hört man, daß sie krank oder verreist sei, auch wenn man sie bei der Ankunft hat hinauswischen sehen oder wenn die Aufträgerin von Speise und Trank die Ehefrau selbst ist.

Die aufmerksamste Beobachtung der Frauen brachte mir keinen Beweis dafür, daß sie ob ihrer Lage mit Weh und Ach erfüllt seien. Im Gegenteil. Nach Worten und Mienen zu urteilen, schien Glückseligkeit der Grundton ihrer Seele, nicht jene Glückseligkeit, die himmelhoch jauchzt, aber auch nicht jene, die zu Tode betrübt ist. Ihre Liebenswürdigkeit und Sanftheit wirkten auf die Hausgenossen wie die Strahlen der Frühlingssonne, machten die düstere Klausur wohnlich und traut. Sie schienen zufrieden zu sein, sich abgefunden zu haben mit dem Los, das ihnen das Schicksal beschert hatte. Verdrossenheit hatte keinen Teil an ihnen. Der Erfüllung der Pflicht schien ihr ganzes Streben zu gelten. Dem Gatten das treue Weib und die Ge-

bälerin seiner Kinder zu sein, hielten sie für ihre Lebensaufgabe, den Kindern die zärtliche Mutter und sorgfältige Erzieherin zu sein, für ihr höchstes Ziel.

Die hohe Auffassung von ihrer Pflicht als Gattin und Mutter läßt die japanische Frau eigene Wünsche oder Sorgen nicht äußern. Aus der Mutterschaft quellen ihre Freuden und Hoffnungen, die ihr die Lebensbürde erleichtern. Ihre krausen Gesichtsfalten glätten sich plötzlich, wenn sie die junge Brut erblickt. Die Mutterliebe der japanischen Frau scheint grenzenlos. Stundenlang kann sie mit den Kleinen schäkern. Dabei vergißt sie Zeit, Umgebung und sich selbst. Inmitten der kleinen braunen Bündel wird sie zum kindlichsten der Kinder. Das Jüngste nährt sie solange an der Brust, bis es der Storch verbietet. Ruft sie die Pflicht aus dem Haus oder zur Arbeit, bindet sie sich den Benjamin auf den Rücken, die andern zieht sie an den Kleidern oder Händen neben sich her. Allenthalben sieht man Frauen, die beim Waschen oder sonstiger Hausarbeit ein zappelndes Geschöpfchen auf den Rücken gebunden tragen.

Für ihre Aufopferung und Selbstverleugnung findet die japanische Gattin und Mutter vollen Lohn in der Dankbarkeit ihrer Kinder. Deren Liebe bleibt ihr bis an das Grab und noch darüber hinaus bewahrt. Nur wer die Größe der Zärtlichkeit und der Hochachtung des Kindes zur Mutter kennt, kann verstehen, warum es dem jungen Ehemann unmöglich ist, in einem Streit zwischen Mutter und Gattin für diese einzutreten.

Nach alledem scheint das Dasein der japanischen Frau nicht ganz ohne Freude, ohne Lohn zu sein; und wie gesagt, scheint sie sich auch nicht gerade unglücklich zu fühlen. Diesen Schein könnte man ohne Zagen für Wirklichkeit nehmen, wenn nicht harte Tatsachen oder nackte Zahlen eine andere Sprache redeten.

Durch das Gesetz vom Jahre 1898 hat die verheiratete Frau in Japan so etwas wie Rechte bekommen. Nach dem Buchstaben des Gesetzes ist es heute nicht mehr möglich, die Frau ohne weiteres auf die Straße zu werfen. Viel will das aber nicht besagen. Jedenfalls hat die japanische Frau auch nicht den hundertsten Teil des Schutzes, den ihre westeuropäische Schwester besitzt.

Nach dem jetzt geltenden Gesetz ist die Ehescheidung rechtskräftig, wenn zwei Zeugen vor der Ortsbehörde erklären, daß beide Teile ihr zugestimmt haben. Wird die Zustimmung von einer Seite verwei-

gert, so kann gerichtliche Scheidung beantragt werden. Das kommt aber ungeheuer selten vor. Die Zustimmung der Frau ist leicht zu erlangen. Die durch gegenseitige Zustimmung erreichte Scheidung ist entschieden nach Eintragung des Wohnungswechsels (Auszug der Frau) in die Liste der Ortsbehörde.

Als Gründe für gerichtliche Scheidung gelten Doppellehe, Ehebruch der Frau – der Ehebruch des Mannes bildet keinen Scheidungsgrund! –, Fälschung, Diebstahl, Betrug, Unterschlagung und andere Verbrechen, dann Gefängnisstrafe von mehr als drei Jahren, schlechte Behandlung oder schwere Beleidigung der Frau, absichtliches Verlassen usw.

Es ist nicht nötig, alle Scheidungsgründe anzuführen, schon weil sie in Wirklichkeit wenig Bedeutung haben, da nahezu alle Ehen durch gegenseitige Zustimmung getrennt werden. Das heißt: der Mann wünscht die Trennung, die Frau stimmt zu. Die Frau wagt nicht, sich zu widersetzen, wenn der Herr und Meister sie davonzujagen geruhen sollte. Selbst wenn die japanische Frau Mut, Mittel und Verwegenheit genug hätte, ihr bißchen Recht geltend zu machen, so würde sie von dem Sittengesetz daran gehindert werden. Jahrhundertealte Sitten üben eine unendlich größere Macht aus als ein auf der andern Seite des Erdballs entworfenes Scheidungsgesetz.

Im Jahre 1908 wurden laut amtlicher Ermittlung 461 940 Ehen geschlossen und 60 376 (nach andern Angaben weit über hunderttausend) geschieden. Selbst wenn die niedrige Zahl die richtige ist, sind die Scheidungen in Japan noch sechsmal zahlreicher als in Deutschland.

Die Scheidungszahlen drücken ein ganzes Meer von Elend aus. Durch die Trennung verliert die Frau Heim, Unterhaltungsmittel und das allerliebste, ihre Kinder. Ein gesetzliches Recht auf die Kleinen hat die Frau in der Regel nicht; sie haben dort zu bleiben, wo sie geboren wurden, in der Familie des Vaters. Es kann als sicher angenommen werden, daß die Ursache der meisten Scheidungen in dem Drange des Mannes nach Abwechslung zu suchen ist. Der Naturtrieb der Mutterschaft ist bei der japanischen Frau so stark, daß sie lieber sich selbst verleugnet, alle Qualen klaglos erträgt, als die Scheidung, den Verlust ihrer Kinder, zu verlangen.

Es müßte ein Wunder genannt werden, wenn an einem Land, das so stark unter europäischem Einfluß steht, die Frauenbewegung ganz

spurlos vorüberginge. Von einer Frauenbewegung in europäischem Sinne kann natürlich in dem Feudalstaat von gestern keine Rede sein. Vorerst wird in den Gemeinden der Missionare wie auch in den unter ausländischem Einfluß stehenden Lehranstalten versucht, das Selbstbewußtsein der Frau zu wecken, ihren geistigen Gesichtskreis durch Bücher und Vorträge zu erweitern. Über den Erfolg und die Nützlichkeit dieser Aufklärungsarbeit sind die Meinungen sehr geteilt. Immerhin, in den höheren Mädchenschulen macht sich schon so etwas wie ein Unabhängigkeitsgefühl geltend.

Was vor kurzen Jahren noch undenkbar schien und einer schlichten Haustochter auch heute noch teuer zu stehen käme: Mit männlichen Altersgenossen nebeneinander durch die Straßen wandeln, dabei an die Vorbeigehenden schelmische Blicke oder neckische Worte richten, das tun die Besucherinnen der höheren Schulen, wie ich mich überzeugen konnte, ziemlich ungezwungen und kümmern sich ver-teufelt wenig um die alten Sittenwächter. Noch mehr. Es soll jetzt sogar vorkommen, daß Mädchen sich weigern, den Mann zu heiraten, den die Eltern bestimmt haben. Auflehnung eines Mädchens gegen den Willen des Vaters bedeutet in Japan nicht viel weniger als den Beginn einer Revolution.

Ohne Zweifel begünstigen auch gebildete Männer die Befreiung der Frau. Einige von jenen, die im Ausland gelebt haben, wünschen an ihrer Seite nicht mehr ein durch Zwang gehaltenes Geschöpf, sondern eine durch Geist, Liebe und Freiheit gestärkte Genossin zu sehen. Sie fühlen die Rückständigkeit ihrer Sitten, die Peinlichkeit des Zustandes, daß in Gesellschaft mit Ausländern die Ehrerbietungen von bezahlten Geischas und Dirnen gemacht werden.

Die Zahl der ausländischen Besucher steigt. Gastfreundschaft oder Geschäftsinteresse gebietet, ihnen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Eine Festlichkeit ohne Frauen ist wie ein Garten ohne Blumen. Das wissen die Japaner noch besser als die Europäer. Die Frauen und Töchter der Gastgeber aber sind durch die Sitte ans Haus gefesselt. Diese weltfremden Geschöpfe würden sich übrigens in Gesellschaft mit Ausländern recht linkisch und kindisch benehmen. So muß aus der Not eine Tugend oder eigentlich eine Untugend gemacht werden: Bei Festlichkeiten und amtlichen Empfängen werden Damen mit zweideutigem Ruf und eindeutigem Gewerbe von den Behörden oder sonstigen Veranstaltern zur Bedienung und Un-



terhaltung der fremden Gäste herangezogen. Diesen ist natürlich der Hauptberuf der freundlichen Heben bekannt. Daß eine derart innige Vereinigung von Freudentaumel, Alkohol und Liebesgewerbe die gesellschaftliche Anständigkeit nicht begünstigt, wohl aber den Versuch, die Bevölkerungszahl zu erhöhen, leicht möglich und aussichtsreich macht, wird ohne Nachdenken einleuchten.

Zu welch' häßlichen Ausschweifungen solche Feste werden können, hat der Empfang der englischen Kriegsflotte gezeigt. Die Gastgeber wurden zu ihrem großen Schrecken gewahr, daß so ziemlich jeder Mann der Besatzung darauf erpicht war, in aller Öffentlichkeit zu zeigen, daß in dem englischen Matrosen ein unbesiegbarer Drang nach Erforschung fremder Gelände steckt. Ein öffentliches Ärgernis war die Folge dieser Festlichkeit. Ob aber die Stimmen, die die Hebung der sittlichen Stufe solcher Veranstaltungen durch Einführung der Gattinnen und Töchter erreichen wollen, auf allgemeines Wohlwollen rechnen können, kann füglich bezweifelt werden. Auf eine starke Gegnerschaft haben sie bestimmt zu rechnen.

Die Freunde der Europäisierung der alten Sitten finden hartnäckige Widersacher nicht zum wenigsten in den Kreisen, die das europäische Gesellschaftsleben mit eigenen Augen geschaut haben. Auch wenn sie sonst nicht starr am Althergebrachten festhalten, wollen sie nicht, daß ihre Frauen in die gesellschaftliche Rolle der westlichen Damen fallen. Von einer Änderung befürchten sie, daß die Japanerin, die heute nur Hausfrau ist, auch zur Kurtisane werde. Sie sind überzeugt, daß durch eine Lockerung der im Feudalstaat gewordenen Sitten ihr Heim nicht mehr die sichere, ruhige Burg bleiben könne, woran der rauhe Föhn des öffentlichen Lebens vorbeigeht.

Das alte Familiengesetz sichert eine stille, einfache Häuslichkeit. Wohnungseinrichtung und Nahrung sind äußerst einfach; weder verlangt das eine hohe Geldmittel vom Manne, noch das andere viel Arbeit von der Frau. Die Japanerin kennt nicht die europäische Modetorheit; sie braucht nicht in Gesellschaft zu glänzen, weil sie nicht dahin geht, noch weiß sie etwas von der Liebelei. Ihre Zeit und Kraft bleiben ungeteilt für die Erfüllung ihrer Pflichten als Mutter und Gattin. Die Frau des hohen Beamten unterscheidet sich in ihrem Äußern kaum von der des unteren Schreibers. Einfachheit und Billigkeit des Haushaltes machen es auch dem Manne mit kleinem Einkommen möglich, einen eigenen Herd zu gründen. Der Gedanke an

eine Geldheirat braucht niemand zu beschäftigen oder zu entsittlichen.

Der häuslichen Ruhe sowie dem Familienglück droht keine Zerstörung durch Liebesabenteuer. Im ehelichen Leben gibt es weniger Eifersucht, weniger Liebesdramen, weniger Betrug, weniger Verführungen von Frauen und Töchtern als in Europa. Die Abgeschlossenheit der Familie beschützt die Tochter vor Verführung, verhindert das Schäferstündchen mit der Ehefrau. Das mag den Liebesschwärmer betrüben, der Dichter beklagen, der Liebesdramaschreiber verfluchen, der japanische Ehemann oder Familienvater hält es für äußerst vorteilhaft und notwendig obendrein. Denn dadurch werden ein ebenmäßiger Fortgang des Familienlebens gesichert und viele Sorgen erspart.

Die schöne Zeit der jungen Liebe kennt Jung-Japan eigentlich nicht, und ein Mann, der Liebesgedanken in der Öffentlichkeit äußern würde, wäre der Lächerlichkeit überantwortet. Ein Zweikampf wegen einer Frau ist in Japan platterdings undenkbar. Die Frau, die der Mann besitzt, macht ihm keiner streitig, weil kaum einer mit ihr näher zusammenkommt; die Frau, mit der er zusammenkommt und die er begehrt, kann er haben, sofern er sie bezahlt.

Ohne Sorgen kann der Bürgersmann seinem Beruf nachgehen, der Soldat dem Ruf des Vaterlandes folgen. Der Treue der Gattin, der Ehre der Tochter, dem Gang des häuslichen Lebens drohen von außen keine Gefahren. Geist und Kraft kann der Mann seinem Beruf ungeschmälert zuwenden. Die Sitte bildet einen festen Schutzwall um Haus, Familie und Eheglück. Was Wunder, wenn der Japaner mit aller Kraft für die Erhaltung dieser Sitte streitet.

## Liebesgewerbe und Liebesstadt

Vor einem halben Jahrhundert sah sich Japan vor die Wahl gestellt, entweder seine Jugend durch unregelmäßigen Geschlechtsverkehr schwächen zu lassen oder diesen zu ordnen. Es tat das letzte. Mit wohlthuender Freimütigkeit ging es daran, das Liebesgewerbe, das die Staatsweisen aller Zeiten so sehr beschäftigt hat, in eine Ordnung zu bringen. Die Freudenhäuser wurden gesetzlich anerkannt sowie das Anstellungsverhältnis der Mädchen geregelt.

Das asiatische Inselvolk hat sich mit dem Liebesgewerbe abgefunden.

den. Es weiß wohl, daß es ein Übel ist, aber unter den obwaltenden Umständen ein nicht zu umgehendes und betrachtet es demzufolge mit anderem, mit freierem Blick. Die Insassen der Freudenhäuser sind zu ihrem Gewerbe gekommen, nicht weil sie »Gefallene« waren, sondern aus freier Selbstbestimmung. (Allerdings ist es auch hier in vielen Fällen die bittere Armut der Eltern, die das Mädchen zum Verkauf ihrer Reize treibt, und aus der Verpflichtung auf einige Jahre wird oft eine für die ganze Jugend, wenn nicht fürs ganze Leben.) Dann sind die japanischen Freudenmädchen nicht in Schlupfwinkel getrieben, sondern wohnen durchgehends in schönen, mitunter in den feinsten Häusern, in reinen Palästen. Sie können sich Zeit nehmen zu Gesang, Musik und Plausch, weil ihnen ein schützendes Dach und gedeckter Tisch bleiben, auch wenn keine Gäste kommen.

Damit vergleiche man das Leben eines Freudenmädchens der christlichen Gesellschaft: Sie wird als Gesunkene, zum Abschaum der Menschheit gehörend betrachtet. Von ihr zu sprechen gilt nicht als anständig; sie hat keinerlei Rechte, gegen sie ist jede Gemeinheit vom Totschlag abwärts erlaubt. Von allen Seiten verhöhnt, von ihren natürlichen Beschützern verstoßen, am offenen Tage gemieden, von der Gesetzgebung als Objekt, von den Nachbarn als Subjekt betrachtet, von der Polizei verfolgt und bestraft, müssen diese unglücklichen Menschenkinder eben das werden, was sie sind: gerissene, geistlose, zänkische Weiber oder elend hungernde Geschöpfe.

Um die japanischen Freudenmädchen herum geht's ruhig, man möchte fast sagen anständig zu. Gebrüll und Rauferei sind unbekannt. Nicht zum mindesten wohl, weil bei den teetrinkenden Japanern der Alkohol, also die Brunst und Übermut treibende Kraft fehlt. Die Nüchternheit läßt die Männer in dem Besuch eines Freudenhauses eher eine Gelegenheit zu gemeinsamem Mahl, Plausch und Bad sehen.

Die Mädchen sind frei von Aufdringlichkeit; von zweideutigen Gebärden oder schlüpfrigen Redensarten ist nichts zu merken. Sie erfüllen ihren »Dienst« wie die Hetären im alten Griechenland. Die japanische Dienerin der Liebe stellt sich dem Gaste in ihrem schönsten Kleide im besten Zimmer vor. Dann begleitet sie ihn ins Bad. Nachher reicht sie unter Plauschen und Lächeln das Mahl. Kein Drängen, kein Hasten; sie hat Zeit die ganze Nacht. Es muß schon so sein, wie mir ein Angestellter eines europäischen Handelshauses sagte: »Man wird von den Mädchen wie der Ehegemahl behandelt; ich wollte, ich

fände einmal eine Frau, die mich so zärtlich hätschelte wie meine hiesige Musumeh (Mädchen).«

Über das Verhältnis der Mädchen zu ihrem ›Arbeitgeber‹, dem Hausbesitzer, herrscht zumeist kein richtiges Urteil. Je mehr man der japanischen Küste zueilt, desto zahlreicher werden die sauberen oder unsauberen Geschichtchen über das Drum und Dran dieses Verhältnisses. Die christlichen Missionare lassen laute Klagelieder über das ›soziale Übel‹ im heidnischen Japan ertönen. Viele von diesen Heiligen haben ihr sonst so vielseitiges Geschäft auf einen besonderen Zweig, auf die ›Seelenrettung armer, verkaufter Japanermädchen‹ beschränkt. Die Trommel wird kräftig gerührt. Das bringt viel Batzen ein. Wenn die alten Tanten beiderlei Geschlechts von der ›Scheußlichkeit des Dirnentums und der Sklaverei der Mädchen im heidnischen Japan‹ hören, reichen ihre sonst geizigen Hände willig Groschen. Von der Scheußlichkeit der Lage der Mädchen in ihrer allernächsten Umgebung wissen sie natürlich nichts. Wenn die Missionare, besonders die englischen und amerikanischen, an der Beseitigung des ›sozialen Übels‹ ernstlich arbeiten wollten, könnten sie sämtlich daheim bleiben; in ihrem Stammland hätten sie alle Hände voll zu tun.

Wieviel Japan eingeschriebene Freudenmädchen hat, ist schwer zu sagen. Im Jahre 1906 soll es ihrer 44542 gegeben haben. Daneben gibt es noch eine viel größere Zahl nicht amtlich gebuchte, dann noch an die 30000 behördlich beglaubigte Geishas. Diese werden vielfach mit den eigentlichen Freudenmädchen auf eine Stufe gestellt. Das ist Verleumdung dieses ehrbaren Standes. Freilich mag es welche geben, die über den Strick schlagen, aber die Mehrzahl steht in Sittlichkeit nicht weit unter den europäischen Schauspielerinnen. Die Geishas werden von frühester Jugend an von älteren Berufskolleginnen in Musik, Gesang, Tanz, Körperpflege und Putz gründlich unterrichtet. Durch die berufliche Tätigkeit erlernen sie frühzeitig Zwanglosigkeit im Verkehr sowie gesellschaftliche Gewandtheit, die sie die Grenze zwischen Anständigkeit und Unanständigkeit wohl einhalten läßt. Ihre Liebenswürdigkeit schlecht zu deuten, kann nur einem verdorbenen Europäer einfallen. Sie zählen zu den schönsten, witzigsten und gebildetsten unter den japanischen Frauen. In der Gesellschaft der Männer lassen sie ihre Künste rücksichtslos wirken. Was Wunder, wenn sie, wie europäische Bühnensterne,

von Angehörigen der oberen Klassen begehrt und gefreit werden.

Die meisten Europäer müssen mit keinem anderen Gedanken als mit dem an die Geischas nach Japan kommen. Wo immer ich einem begegnete, wurde ich gefragt: »Na, schon bei den Geischas gewesen?« So eilig dachte mich die Sache nun nicht. Solange ich noch die Absicht haben konnte, in Japan zu arbeiten, glaubte ich den Besuch einer Geischavorstellung hinausschieben zu müssen. Während meiner Fabrikätigkeit hoffte ich schon einmal Gelegenheit zu erhalten, ein Teehaus zu besuchen. Als ich dann die Absicht, weil nicht ausführbar, aufgegeben hatte, wußte ich keinen Bekannten mehr, der mich hätte begleiten können. Doch in Osaka kam ich mit einem Fabrikanten zusammen, der freundlich genug war, mich zu einem Mahl in ein Teehaus einzuladen. Nach einer halbstündigen Rikscharfahrt durch elend schmutzige Gäßchen, über schaukelnde Brücken und knarrende Stege hielten wir in einer beängstigend schmalen Gasse vor einem elektrisch beleuchteten Hause.

Mein liebenswürdiger Gastgeber mußte hier wohl bekannt sein, denn die Mädchen begrüßten ihn wie einen alten Freund. Eins stellte er mir als seine »Flamme« vor. Wir wurden vertraulich die Treppe hinauf in ein Sonderzimmer geführt. Unten, in einem sehr großen Saal, saßen mehrere Männergruppen, jede um eine aufrecht stehende Geisha gelagert. Wir hatten uns kaum gesetzt, als auch schon Mädchen erschienen, die uns die Röcke abnahmen und uns Kimonos umhängten. Eine andere schleifte den Feuerkasten herbei und begann mit ernster Miene Rindfleisch zu braten. Drei Sängerinnen stellten mit zwei Tänzerinnen herein. Von den ersten nahm je eine zu unseren Seiten, die andere zwischen uns Platz. Während die Sängerinnen die Samissen stimmten, reichten die Heben an unserer Seite (heißen) Saké (Reiswein) in zierlichen Näpfchen. Zuerst trank mein Begleiter, dann ich, dann die Mädchen der Reihe nach, sorgfältig an der Stelle nippend, die wir mit den Lippen berührt hatten. Nur die letzte in der Trinkerreihe hatte das Recht und die Pflicht, das Gefäß in dem dabeistehenden Wasser zu spülen. Die Wimmerhölzer waren gestimmt. Die Mädchen begannen zu singen. Das erste Lied klang überaus traurig. Als sich dann aber die Tänzerinnen erhoben und ihre zierlich-schlanken Körper im Takte der Musik wiegten, die prächtig bunten Kimonos flatterten und sich die Fächer in der Luft bewegten, wurden Saiten wie Stimmen lustiger, frohlockender, gingen schließ-

lich in Jauchzen und Entzücken über. Bei aller Farbenentfaltung, bei Saitengesumm und Stimmengetos wurde die Sakéflasche nicht vergessen. Dieser heiße Reisbranntwein schmeckte gar nicht so übel. Je öfter die ›Flamme‹ ihn reichte, desto besser mundete er. Die Stimmung wurde immer fröhlicher, die Köpfe wurden immer heißer, die Augen immer glänzender. Schließlich sah man nichts mehr als bunte Kimonos, glitzernde Fächer und den glühenden Holzkohlenkasten; Mädchenstimmen und Saitentöne waren nur noch ein surrendes Einerlei. Es war höchste Zeit zum Aufbrechen. Mein Gastgeber machte mich darauf aufmerksam, daß mein Nachtlager und so weiter im Teehaus bestellt und bezahlt sei. Ich glaubte, diese übergroße Freundlichkeit mit ebensoviel Dank wie Entschiedenheit ablehnen zu müssen. Andern Tags sollte ich allerdings erfahren, daß ich dadurch meinen Gastgeber schwer beleidigt hatte.

Jeder Gast des Freudenhauses muß in das zu diesem Zweck gehaltene Buch eingetragen und der Polizei müssen die Zahl der Besucher als auch die von ihnen gespendeten Beträge berichtet werden. Dann soll die Polizei die Geschäftsbücher sowie die Abrechnungen zwischen Haushalter und Mädchen überwachen. So steht's wenigstens in der Verordnung. Ob es aber auch ausgeführt wird, kann bezweifelt werden.

Will ein Mädchen in ein öffentliches Haus eintreten, so muß es persönlich bei ihrer Polizeibehörde darum anhalten und die Gründe dafür mit der Zustimmung des nächsten Verwandten oder Vormundes schriftlich einreichen. Daraufhin werden die Familien- und Einkommensverhältnisse der Gesuchstellerin eingehend geprüft. Zeigt sich irgendeine andere Möglichkeit des Lebenserwerbes, wird das Mädchen abgewiesen.

Gar oft erhalten die Mädchen von dem Werber des Lusthausbesitzers, der sie vielleicht erst auf den neuen Weg zur Beschaffung des Lebensunterhaltes aufmerksam machte, eine Summe von, sagen wir 100 oder 200 Mark vorgestreckt. Die Eltern, arm wie sie sind, können das Geld nur zu gut gebrauchen. Die Tochter hat dann von dem ihr verbleibenden Teil ihres Verdienstes das Handgeld abzuzahlen.

Daß die Mädchen trotz Vertrag, Durchführung und polizeilicher Überwachung noch oft betrogen werden, bedarf keiner besonderen Bekräftigung. In den Verträgen wird gewöhnlich im einzelnen festgesetzt, welchen Teil das Mädchen und welchen der Hausbesitzer von

den Einkünften zu beanspruchen hat, und was die eine und die andere Seite an Kleidung, Nahrung und Möbeln leisten muß.

Das Verlangen auf Streichung von der Dirnenliste kann mündlich oder schriftlich gestellt werden. Ist das Verlangen vorgebracht, muß die Streichung ohne weiteres erfolgen. Niemandem, wer es auch sei, ist es gestattet, sich bei dem Verlangen auf Streichung einzumischen. Niemand darf die Freiheit des Mädchens im Briefwechsel, Lesen, Ankauf und Besitz von notwendigen Sachen oder im Empfang von Personen noch es sonstwie in seiner Freiheit beeinträchtigen. Wer falsche Angaben macht, um die Eintragung in die Dirnenliste zu bewerkstelligen, wird mit 24 Jen oder 25 Tagen Gefängnis bestraft.

Diese Bestimmungen der amtlichen Verordnung (vom 2. Oktober 1900) über die Regelung des Dirnenwesens zeigen, daß im heidnischen Japan die Freudenmädchen, wenn auch noch sehr unzureichend, so doch jedenfalls bedeutend wirksamer geschützt sind als in christlichen Ländern.

In Japan ist das Liebesgewerbe frei von dem üblen Beigeschmack, den es in Europa hat. Dort steht man diesem unvermeidlichen Übel mit freierer Anschauung, mit wenig Heuchelei gegenüber. Die Angehörigen des Gewerbes können wieder in ihr Heimatdorf zurückkehren und werden dann, dank ihrer Ersparnisse, noch gerne gefreit. Die Stätten des Gewerbes sind die saubersten Viertel der Stadt. Die prächtigste Liebesstadt Japans ist unter dem Namen Joschiwara auf allen Weltmeeren bekannt.

Joschiwara ist die »nachtlose Stadt«, jener wohlumfriedete Teil der japanischen Hauptstadt geheißen, wohin, wenn der Abend anbricht, alt und jung, arm und reich, Männlein und Weiblein wandern, um im glitzernden Lichterschein die Sorgen zu vergessen oder auch, um an einem lieben Freund die edle Pflicht der Gastfreundschaft zu üben, ihm dort, was daheim in der kahlen Klausen unmöglich ist, mit Reis, Saké und einer Musumeh (Mädchen) zu bewirten.

Joschiwara ist ein Ortsname. Er wird zwar oft als Gattungsname gebraucht, angewendet auf alle japanischen Liebesstätten. Aber nur Stümper können so sündigen. Als ob es das Joschiwara ein zweites Mal geben könnte! Es ist einzig, einzig in seiner Größe, unübertroffen in seinem Lichterglanz, unerreicht in der Schönheit seiner Paläste, ohnegleichen in der Zahl seiner Bürgerinnen. Sein Ruhm hat die

Reise um die Erde längst angetreten. Seefahrende Jünglinge, mit oder ohne Trauring, verherrlichen es im Freundeskreise; Prahlhänse der Nächstenliebe verfluchen es unter scheußlichen Gesichtsverrenkungen; Sittenrichter und Mucker kommen, nachdem sie es genügend besucht und versucht haben, dazu, es zu verdammen; Beamte, Gelehrte, Weltbummler und Arbeiter bringen darüber viel Lob mit heim, machen damit dem Philister das Maul wässerig und das Herz weich.

Ich hörte schon davon am Goldenen Tor. Daß ich es besuchen wollte, stand fest. Aber wann und wie? Gleich nach meiner Ankunft in Tokio wollte ich dahin eilen, aber die zentnerschwere Last von Scham, worunter ein europäischer Junggeselle keucht, verhinderte vorerst den Gang. Allein zu gehen, fehlte der Mut. So lud ich meinen Hauswirt zum Mitgehen ein: »He, Schiro, willst du mich nach Joschiwara begleiten?«

»Aber natürlich, gerne.«

»Danke, aber sage um Gotteswillen deiner Alten nichts!«

»Gut.«

Und was tut hierauf diese Unschuld von einem Ehemann? Er geht spornstreichs zu seinem Weibchen und berichtet von dem Glück, mit einer Einladung nach Joschiwara beehrt worden zu sein. Ich denke, ich muß vor Scham versinken. Als gleich darauf meine jugendliche Wirtin die Hühnerstiege heraufgekrabbelt kommt, habe ich das Gefühl, ein Wolkenbruch von Schimpf und Schande ziehe heran. Noch nicht sicher, wie das kommende Unheil abwenden, sehe ich das Weibchen vor mich hinknien, den Kopf tief auf den Boden neigend, Dankesworte ausstoßen für die Einladung, womit ich ihren Mann beehrt habe. Ich traute meinen Sinnen nicht mehr. Nur die vielfache Wiederholung der Worte Joroschi und Arigato (recht so, danke schön) hieß jeden Zweifel sterben.

Die Hausfrau zeigte sofort, daß sie die ihrem Manne widerfahrene Ehre hochschätzte. Den besten Kimono schleifte sie heran, die neuesten Trittchen stellte sie bereit, ja selbst 6 Pf. wurden dem Rasierer geopfert, damit er des Mannes Angesicht hübsch glatt schabe. Die Sonne hatte sich noch nicht ganz gesenkt, als sie mit ihres Gesponnes Bereitschaft unter artigen Verneigungen meldete. Zusammen zogen wir davon. Mit der Straßenbahn ging's durch die Goken-Cho, am Uenobahnhof vorüber, dann durch die Inaro-Cho, der geschäftigen



Straße des Kleingewerbes. Mein Begleiter winkte zum Aussteigen. Fast der ganze Wagen leerte sich. Die Straße, die dank der vielen Feuersbrünste breit angelegt werden konnte, überschreitend, standen wir vor einer engen, vielleicht zwei Meter breiten Gasse, die durch Aufstapelung von Verkaufstischen, Arbeitsbänken und sonstigem Gerümpel noch bedeutend verengt ist. Oben an der Straßenecke steht wörtlich zu lesen: »Entrance for Yoshiwara«. Ob man damit den Bedürfnissen der pruden Angelsachsen hat Rechnung tragen wollen?

Einige Schritte im Gäßchen, und man hat mit der Menge zu marschieren. Kein Ausweg! Vorwärts wird man geschoben. Die Masse ist dicht, der Weg sehr eng. Die Rikschas halten in den Seitengäbchen; ihre Insassen reihen sich im Zuge ein. Keine Frage, keine Aufmunterung, keine Einsprache. Auf allen Gesichtern eine fröhliche Ruhe. Jeder weiß, daß alle ein Ziel haben: Joschiwara!

Allein die Ruhe sollte nicht lange dauern. Eine leichte Erregung befällt die Männer; die Frauen machen lange Hälse; die Kinder kriechen unten und an den Seiten drängend vorwärts. Man fühlt's, lange kann es nicht mehr dauern. In der Tat!

Das Prachttor, die einzige Gasse, wodurch alle Gäste kommen müssen, ist in Sicht. Eine Gestalt krönt den Bogen. Ob es eine Frau oder ein Mann oder eine Gottheit ist, läßt sich im Dunkel der Nacht nicht sagen. Auch kümmert sich niemand darum. Noch einige Dutzend Schritte, und man steht auf einer breiten Straße voll stark bewegten Lebens.

Joschiwara muß ein wichtiger, schutzbedürftiger Ort sein. Oder hat man befürchtet, daß ihn eine brünstige Jungmannschaft im Sturm nehmen könne? Die darum angelegten Gräben und Pfahlzäune deuten darauf hin. Der Besucherwelt steht nur das große Tor offen; der kundigen Polizeihand öffnen sich ein paar versteckte Pforten. Diese Stätte der Venus ist einzig, erhaben wie Venus selbst. Was sie benötigt, muß Eigenes, nicht Geborgtes sein. Ihr Besitztum ist bloß für ihre Gäste; sie kann ihr Besitz- und Verwaltungsrecht nicht mit dem Philistertum teilen. Das ist so klar, daß es selbst die Regierung eingesehen hat. Sie hat die Stätte mit eigener Polizeistube, Post und Telegraph ausgerüstet, dann stehen ihr eigene Musikanten, Sänger, Quacksalber, Possenreißer und Ärzte zu Diensten. Die stolzen Tempel der Liebe werden umsäumt von zweihundert Teehäusern, worin sich unlauterer Wettbewerb auftut. Auf unsauberen

Matten lagern saubere Gesellschaften bei Tee oder Saké. Für alle klingen die Stimmen der Geishas und die Töne der dreisaitigen Brummhölzer, der Samissen.

Doch jetzt ist keine Muße, die Gedanken schweifen zu lassen. Mein Virgil zieht mich sanft am Arm hinter einen Haufen Menschen in eine Querstraße hinein. Ich staune über die Ruhe. Von Lärm oder Trunkenheit keine Spur. Das Treiben ist ordentlich, anregend, einladend. In grellem Lichterglanz strahlen die Häuser. Es sind die besten, die Japan aufzuweisen hat. Mit ihrem Holzschnitzwerk, drei Stockwerken und Vorlauben gleichen sie eher Familienhäusern oder Behausungen reicher Edelleute. Die oberen Fensterreihen sind dunkel. Nur hie und da huscht, wie ein schüchternes Täubchen, ein Mädchen im Scheine der Papierlaterne vorüber. Um so heller und geschäftiger ist es im Erdgeschoß.

Die Vorderseite des unteren Stockwerks ist offen. Hinter langen Stäben aus Holz oder Eisen sitzen die Dienerinnen der Liebe, fröhlich schwatzend, rauchend oder noch am Werk der körperlichen Verschönerung tätig. Die schwarzen Haare in Brezelform aufgerichtet, mit künstlichen Blumen oder goldenen Nadeln verziert, das Gesicht stark gepudert, die Mitte der Unterlippe knallrot gefärbt, in den farbenprächtigen Kimono gehüllt, nehmen sich diese zierlichen Püppchen ganz angenehm aus. Keine Schreie, keine unanständigen Worte, keine von zweideutigen Gebärden begleiteten Einladungen. Auch die vor den Riesenkäfigen drängende Menge ist, wenn auch fröhlich, so doch anständig. Lüsternheit wird nicht entfacht oder gesteigert durch Nacktheit. Die Mädchen sind geschlossen gekleidet wie ehrsame Bürgerstöchter. Und wenn sie einen mit ihren unschuldig lächelnden Gesichtern ansehen, könnte man gelinde Zweifel über den Zweck ihres Hierseins hegen. Das Bild verliert erst etwas von seiner Mädchenhaftigkeit, wenn aus den langen Ärmeltaschen der Kimonos die Pfeifchen hervorgeholt und daraus blaue Rauchwolken gepafft werden.

Der Schein der elektrischen Lampen ist mehr als stark genug zur Beurteilung von Alter und Schönheit. Trotz übertriebener Anwendung von Puder und Schminke lassen sich die Furchen der Jahre erkennen. Junge, kaum den Kinderschuhen entwachsene Mädchen sitzen zusammen mit Frauen, auf deren Gesichtern die Spuren einstiger Schönheit nicht mehr zu bemerken sind.

Wir wandern die breiten Wege stundenlang auf und nieder. Überall im grell erleuchteten Erdgeschoß der Paläste die großen vergoldeten, weißen oder schwarzen Vierkant- oder Rundstäbe, dahinter hocken in einer Reihe zwanzig, dreißig, ja vierzig Mädchen mit gleich unschuldig lächelnden Gesichtern, in bunten Kimonos oder in Studentinnentracht (europäischer Rock, helle Bluse) gehüllt. Alles das gleiche. Oder doch nicht! Was ist das? Da sind einige Häuser ohne den Käfig mit seinem lebendigen Inhalt, dafür aber am Eingang eine Vorlaube mit Bildern von einem Dutzend Mädchen. Das sind, belehrt mich mein Begleiter, die besseren, teuren Häuser mit ständiger Kundschaft; Licht und Ausstellung können hier gespart werden.

Das Volk wandert auf und ab. Ein Blick lehrt, daß hier weniger die unteren Schichten der Gesellschaft, sondern eher die ehrenwerte Bürgerschaft vertreten ist. Die Mehrzahl besteht aus Handwerkern, Studenten, Soldaten. Es ist eher eine Stätte zur Befriedigung der Neugierde, des Plausches, der Fröhlichkeit als der Ausschweifung. Zu den Käfigstangen drängen sich Männer und Frauen, dann Buben von jedem Alter, zuweilen von einer Jugend, daß sie mit ihrer Nase noch nicht einmal an den Käfigboden reichen, und Mädchen, die gerade groß genug sind, daß sie nicht unter der Last des auf den Rücken geschnürten Brüderchens brechen. Hier wandelt ein Greis mit seiner Ehehälfte im Hintertreffen, die Mädchen beifällig beschmunzelnd; dort betrachtet oder beneidet eine Mutter mit ihren halberwachsenen Söhnen die Dienerinnen der Liebe. Kurz, nach allem scheint hier eher ein Familientreffpunkt, ein öffentlicher Lustwandel zu sein, als eine Stätte der Schwelgerei.

Eine Gruppe Ehepaare mit Kindern zieht vorüber. Die jungen Frauen pressen die Gesichter soweit als möglich an die Gitterstäbe, prüfen ihre eingeschlossenen Geschlechtsgenossinnen ohne Verachtung. Man könnte fast meinen, ein beneidender Blick stehle sich durch den Raum. Die Kleidung der Mädchen wird eifrig besprochen. Findet eine Eva eine der Liebedienerinnen besonders schön, wird des Mannes Aufmerksamkeit und Urteil verlangt. »Fein, was meinst du?« raunt sie, dabei ihm den Finger in die Seite stoßend. Dazu kann es aber oft nicht kommen. Der oder die jungen Ehemänner schlagen sich mitunter abseits von ihren Frauen, um ihre ehemaligen »Flammen« zu besuchen. Gar mancher weiß noch die Freundin seiner Jungesellenzeit hinter einem Gitter sitzen. Er benutzt die Gelegenheit,

ihr Guten Tag zu sagen, wenn nicht gar ein Geschenkchen zu bringen.

Die japanischen Frauen sind nicht weniger pffiffig als die anderer Länder, aber sie haben ein gutes Teil Takt mehr mit auf die Welt gebracht. Eine vernünftige und gut erzogene Ehefrau in Japan stellt sich, als ob sie nicht sähe, wie ihr Ehemann Dinge tut, die als Einleitung zur Übertretung des sechsten Gebots aufgefaßt werden können. In solchen Fällen hält sie es mit der Schweigsamkeit, wenn sie nicht selbst hinter dem Manne hertraben sollte, um ihrer (unrechtmäßigen) Vorfahrin einige gute Worte zuzuflüstern oder ihren Herrn und Gebieter ob seines Geschmacks zu loben.

Wir waren müde. Die Sommernacht fing an kühl zu werden. Gesehen und gehört hatten wir genug. Ich drängte zum Heimgang. Allein mein Begleiter bestand darauf, mir seine ›Flamme‹ zu zeigen. Mich deuchte, mein Hausherr hätte in seinen Jugendjahren weit weniger Geschmack gehabt als bei der Wahl seiner Ehefrau. Während er mit seinem alten Liebchen schäkerte, besuchte ich das Haus.

An der Seitenwand im Eingang sitzt gewöhnlich eine Art Ausschreier, der den Vorübergehenden die Vorzüge des Hauses und seiner Küche zuraunt. Noch hatte ich meine Trittschellen nicht ganz von den Füßen, als schon ein neben dem Käfig in einem Kasten hockender Mensch ein Buch aufklappte und tat, als ob er Eintragungen machen wollte. Das war also der Buchhalter, der die Gäste sowie ihre Ausgaben einträgt. Der Mensch redete ständig auf mich ein, dabei mit der mit einem Schreibpinsel bewehrten Hand hastig über das Papier fuchtelnd. Ich schlüpfte wieder in mein Fußzeug und schrie meinen Virgil zu Aufklärung und Fragestellen herbei. Die erste Frage ist nach dem Preis. Wir werden auf die Tafel am Eingang verwiesen. Traue ich meinen Augen? Was steht da in großen Buchstaben geschrieben? In Japanisch: 40 Sen, 60 Sen, 80 Sen kostet Mahl, Saké und Mädchen. Darunter in Englisch: First Class 5 Yen, Second Class 3 Yen, is the Price for amusement for Everyone. –

Gemein! Also selbst hier in dem unschuldigen Joschiwara wird an den Fremden elende Beutelschneiderei verübt. Der japanische Kaufmann übervorteilt den Fremden ›bloß‹ um hundert Prozent, der Freudenhausbesitzer in Joschiwara verlangt von ihnen 6 bis 10 Mark für das, was er den Eingeborenen für 0,80 bis 1,60 Mark anbietet.

Auf meine Frage nach dem Wofür und Warum dieser unerhörten

Steigerung erhielt ich Antworten, die äußerst lustig, aber nicht druckfähig sind. Schließlich sei die Preistafel nur für Grünhörner da. Ein Mann, der Japan so kenne wie ich, zahle in seinem Hause bloß 1,50 Jen (= 3 Mk.). Das war mir immer noch zu viel. Am Ende hätte ich für diese Summe auch noch meinen Begleiter mitnehmen dürfen. An Stelle der Reismahlzeit, die ich doch nicht essen könne, solle eine Flasche Bier gestellt werden. Ich bat, mir Bedenkzeit für diesen ›honorablen‹ Vorschlag zu lassen. Mit einem halben Dutzend bis auf den Boden gehenden Verbeugungen rutschte ich hinaus.

## In Fabriken und Bergwerken

Viel Werkstattbesuche braucht es nicht, um herauszufinden, daß es einem weißen Arbeiter unmöglich ist, in Japan zu arbeiten. Wie hatte ich nur daran denken können, dort eine Stelle zu suchen! Das hatten sicherlich die schönfärbenden Berichte über die japanische Industrie verschuldet. Nicht die elenden Löhne verscheuchten meine Arbeitslust, sondern ganz andere Dinge. In Osaka faßte ich noch einmal den Vorsatz, in eine Fabrik einzutreten. Dort legte ich einem Fabrikanten englischer Abstammung die Gründe meines Entschlusses unumwunden dar. Er brachte dagegen Gründe vor, deren Stichhaltigkeit nicht zu bestreiten war. Die Bedenken, die er äußerte, waren mir schon Wochen vorher aufgestiegen. Wenn es mir somit nicht vergönnt war, die japanischen Fabrikarbeiter als Werkstattkollegen kennen zu lernen, so hinderte mich nichts, mit ihnen als Reisender oder Besucher zusammenzukommen. Das ist denn auch in umfangreichem Maße geschehen.

So leicht wie in Amerika ist in Japan das Eindringen in die Fabriken nun gerade nicht. Ohne weiteres mit der Belegschaft hineinzu-marschieren, wie ich es in Pennsylvanien getan, ging nicht gut an. Ich wäre dem Torwächter sofort aufgefallen. So blieb nichts anderes übrig, als mich in der Kanzlei vorzustellen. Hier fand ich den Weg oft durch Freundlichkeit oder Ausrede versperrt; mitunter wurde ich durch ein volles Teekännchen, eine Zigarettschachtel oder Sakéflasche am Weiterschreiten gehindert. In der größten industriellen Anlage des Landes war es platterdings unmöglich zu atmen, ohne daß es von der Werkleitung beobachtet worden wäre. Sie hatte

bei unserem Weggang sogar einen Angestellten gesandt, der uns den Weg aus dem Dorfe zeigen sollte. »Wie freundlich doch die Werkleitung ist«, meinte mein Begleiter. »Wie schlaue doch!« meinte ich.

Dieses Mißtrauen, die Bewachung, macht stutzig. Man bekommt, vielleicht ganz unberechtigterweise, das Gefühl, daß vieles das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen habe.

In Tokio besuchte ich die erste japanische Fabrik der Metallindustrie. Die Kunde, daß sie die bis dahin aus Europa bezogenen Strickmaschinen herstelle, brachte mich dorthin. Die Kunst des kleinen braunen Maschinenbauers zog mich an. Das Häuflein Schlossergesellen, das in der niedrigen, schmutzigen Bude im Osten Tokios schanzte, machte keinen unfreundlichen Eindruck. Große Sorge um den Vermögenszuwachs ihres Arbeitsherrn hatten sie offenbar nicht. Die Anhäufung von Profit erwarteten sie wohl eher von der Zeit als von ihrer Tätigkeit. Bei meinem Eintritt fingen sie zwar emsig an zu weißeln und zu feilen und zu hämmern, aber ihre Arbeitslust wendete sich bald vom Arbeitsstück zum Reistopf oder zum Teekännchen und Pfeifchen. Von Zeit zu Zeit entfaltete der eine oder andere ein Stück Fließpapier, um sich damit den Schweiß von Gesicht, Brust und Achselhöhlen zu reiben. Am Schraubstock werkelte ein Kollege mit einem Eifer, der ihm sicher ein begeistertes Lob von dem Verfechter des Rechts auf Faulheit eingetragen hätte. Er zeichnete sich übrigens auch durch seine Arbeitskleidung vor seinen Kollegen aus. An seinen unteren Körperteilen hing eine blaue Überzughose. Freilich hatte der Zahn der Zeit breite Löcher für Luft und Schweißdunst in dieses europäische Kleidungsstück genagt, aber ein neuzeitliches Beinkleid blieb es dessenungeachtet. Seine Kameraden mit ihrem Lendentuch als einzigem Kleidungsstück mußten sich recht arm fühlen.

So gerne ich meinen Kollegen noch zugeschaut hätte, ich mußte der Einladung des Meisters folgen. In der Stube angekommen, verneigte er sich vielmals und tief. Er fühlte sich durch den Besuch sehr geehrt und fragte, wie mir sein Betrieb gefalle. So etwas hätte ich in meinem ganzen Leben noch nicht geschaut. Sofort schickte er nach Reiskuchen, Zigaretten und Tee. Dann forschte er nach dem Grund meines Besuches. So hub ich denn an:

»Der große Ruf Ihrer Geschicklichkeit« – große Verneigung meines Gegenüber – »hat mich hierhergebracht« – tiefe Verneigung beider

Seiten –, »ich habe gehört, Sie machten jetzt gar die deutschen Maschinen, die besten der Welt, nach.«

»Do itaschimaschite! (Wörtlich: Wie habend getan, oder: Nicht der Rede wert.) Sehen Sie die englischen Maschinen da, sie sind gut gelungen und drüben in der Strickerei wird schon damit gearbeitet, aber die deutsche, die will nicht gehen, obgleich ich sie genau dem Muster nachgemacht habe. ›Belehrend geruhe‹, woran mag das liegen?«

»Das weiß ich auch nicht. Sie sollten sich an die Fabrik in Rottenburg wenden.«

»Werde es tun. Nächstes Jahr habe ich Geld genug zur Reise nach Deutschland. Können Sie mir helfen, daß ich in einer Fabrik, wo solche Maschinen gemacht werden, einige Zeit arbeiten kann?«

»Wenn Sie dem Fabrikanten sagen, warum Sie kommen, wird er Sie vielleicht einstellen.«

Ein freundliches Zwinkern mit den Schlitzaugen war der Lohn für meinen Rat. Dann erzählte er von seinem Betrieb. Die Fabrik werde noch besser werden, wenn seine Leute erst eingearbeitet seien. Der japanische Arbeiter sei nicht so geschickt wie der europäische. Er liebe, eine Pause mitten in der Schaffenszeit zu machen. Er zahle seine Leute gut, um sie anzuspornen. Der beste erhalte sogar 45 Sen (= 90 Pf.) den Tag. Schließlich geleitete mich der mitteilsame Fabrikant zur Türe. Mit einem wehmütigen Blick nahm ich Abschied von meinen Kollegen. Sie sagten mir mit artigen Verbeugungen Lebewohl. Ihre Mienen zeugten nicht von Niedergeschlagenheit, eher vom Gegenteil. Sie schienen mit ihrer Lage zufrieden. So gering mir nun auch ihr Lohn und so lang mir ihr Arbeitstag (12 Stunden, keinen Sonntag) vorkam, sie waren doch noch besser gestellt als Hunderttausende ihrer Klassengenossen.

Japan ist das Land der prächtigsten Landschaft und der schmutzigen Städte, die kein anderes Merkmal haben als das, was ihnen Wetter und menschliche Nachlässigkeit gegeben haben. Von Tokio prägt man sich immerhin einige breite Straßen, ausgedehnte Gartenanlagen und klobige Denkmäler ein; von Kioto, der alten Kaiserstadt, nimmt man ein herrliches Landschaftsbild sowie Erinnerungen an seine Schlösser und Tempel mit. Aber Osaka?

Diese Riesenstadt, das japanische Manchester, ist noch wie es die

Feudalzeit schuf. Viel seltener als in Tokio erbarmte sich hier das Feuer der verwitterten Holzbuden und morschen Brücken. Breite Verkehrsadern werden nicht gebieterisch verlangt. Wie Venedig ist Osaka von vielen Kanälen durchzogen, worauf die Erzeugnisse der großen Industriestadt befördert werden. So blieb es, wie es die alte Zeit machte: eng, schmutzig, holperig, eckig. Bloß das Ausländerviertel, dann die Halbinsel am Kanal und die nächste Umgebung des Schlosses weisen europäische Formen auf.

Die kaiserliche Burg ist ein prächtiges Denkmal feudaler Baukunst. Man staunt, wie eine werkzeuglose Zeit Steinbauten von solcher Mächtigkeit hat errichten können. Granitsteine von zehn Meter Länge und fünf Meter Höhe ohne Beförderungsmittel aus weiter Entfernung herbeizuschaffen und ohne Hebewerkzeuge tadellos aufzuschichten, zeugt von seltenen Fähigkeiten. Von den hohen Wällen läßt sich das Gesamtbild der Handelsstadt am besten überblicken. Unten am Wasserrand steht die kaiserliche Münze, weiter abwärts zwischen zwei Flüssen ragen das Osakahotel, eine Bibliothek und das Museum empor. Das Einerlei des Meeres von Bretterbuden wird angenehm unterbrochen von Tempeln und glänzenden Wasserspiegeln. Höher als Tempel, Steinbauten und Anhöhen sind die Fabrik-schornsteine. Ihre große Zahl zeigt, daß hier das Zeitalter der Industrie auf allen Seiten eingezogen ist.

Das Osakahotel füllte sich allabendlich mit einer kunterbunten Gesellschaft. Japanische Handelsherren übten Gastfreundschaft an ihren Geschäftsfreunden; am Billard spielten greisenhafte Jünglinge, die aus England als Lehrer herbeigeholt waren und nun das Land ihrer Wahl mit saftigen God-damns lobten; im Gastzimmer schleppte ein urchiger Sohn Wilhelm Tells die Last der Vertretung eines unbekanntenen Weltgeschäfts herum; am Schenktisch versuchte ein für die »Publicité Francaise« reisender Franzose, der es glücklich zur Beherrschung der Muttersprache gebracht hatte, mit einem eingeborenen Seidenkrämer mittels Gebärden und Zungenverrenkungen Geschäfte zu machen. Das Einvernehmen zwischen Fremden und Einheimischen hätte nicht besser sein können. Jeden Abend erhielt ich mehr Einladungen zu Betriebsbesichtigungen, als ich erfüllen konnte. Von einigen soll hier berichtet werden. —

Zuerst besuchte ich die Bürstenfabrik eines Engländers, der ein ganzes Menschenalter in Japan lebt. Die übergroße Mehrzahl seiner



200 Köpfe zählenden Arbeiterschaft sind Frauen und Mädchen. Zur Erntezeit ist das Angebot von Arbeitskräften sehr gering. Die Mädchen sollen 50 Sen, die (gelernten) Männer bis 80 Sen in zehnstündiger Stückerarbeit verdienen. Der Fabrikant schilderte eingehend die kränkelnden Treibhauspflanzen von japanischen Unternehmungen. Er bespöttelte das Geschrei über die Größe der Industrie und den drohenden Wettbewerb Japans auf dem Weltmarkt. Schließlich rief er einen seiner (weißen) Meister herbei, der mich durch die Werkstätten führen sollte. Dessen Schweigsamkeit fiel mir auf. Wir hatten den großen Werkhof schon fast überschritten, ohne daß er ein Sterbenswörtchen geäußert hätte. Ich glaubte eine Unterhaltung einleiten zu müssen: »Do you speak English, Sir?« Keine Antwort. »Sprechen Sie deutsch?« Er schaute mich fragend an. »Eigo wo go zondschi desuka?« Kräftiges Kopfschütteln. Zum Kuckuck, was spricht der Mensch eigentlich? »Parlezvous français?« Wie der Blitz richtete er sich auf: »Mein Gott, sieben Jahre hier, und Sie sind der erste Besucher, der meine Sprache spricht.«

»Aber wie verständigen Sie sich nun mit den Arbeitern?« fragte ich.

»Einfach mit den Händen.«

»Verkehren Sie sonst nicht mit den Leuten? Besuchen Sie die Japaner nicht in ihren Wohnungen?«

»Einmal versucht, und nicht wieder. Zu unserem ersten Arbeiter sind wir einmal gegangen, sind aber bald wieder umgekehrt. Der Anblick der armseligen Klause war uns genug.«

Der gewöhnliche Japaner könne keinen Stuhl anbieten, weil er keinen habe; er könne dem europäischen Gast weder Essen noch Trinken vorsetzen, weil er nichts besitze. In einer Stube auf dem Boden hocken und ein Töpfchen bittere Teebrühe beschnupfern, reize den Europäer nicht. Gesellschaftliche Beziehungen zwischen Ausländern und Eingeborenen beständen kaum. Die Verschiedenheit der Sitten wie der Lebensweise bildeten das unübersteigbare Hindernis. Selbst beim wohlhabenden Japaner verbiete häusliche Kärglichkeit die Einkehr. Wolle dieser einen Gast empfangen, führe er ihn ins Teehaus.

In den Werkstätten saßen auf dem Boden neben niedrigen Tischen fleißig arbeitende Mädchen. Als sie meiner ansichtig wurden, war es mit der Tätigkeit vorbei. Das sei unwesentlich, sagte der Meister, erstens arbeiten sie auf Stück und zweitens hielten die japanischen Arbeiter oft mit der Arbeit ein, sei es, um einen Plausch zu

machen oder um ein Schälchen Tee zu trinken oder um ein Pfeifchen zu schmauchen. Nach jedem Zahltag liebten die Leute auszusetzen. Gestern hätte es Geld gegeben, heute sei die Hälfte nicht da. Sie kämen wahrscheinlich auch morgen noch nicht; vielleicht aber übermorgen, jedoch nicht, um gleich zu arbeiten, sondern um sich erst lang und breit zu erzählen, wie lustig es die paar Tage gewesen sei. »Läßt die Fabrikleitung das geschehen?« – »Sie muß es, ob sie will oder nicht. Eine Zurechtweisung kann den Auszug der ganzen Gesellschaft bringen. Wenn wir unsere Arbeit nicht allein machen wollen, müssen wir ein Auge, eigentlich beide Augen zudrücken.«

Bald kam noch der andere Meister angelaufen. Beide hatten die Fabrik mit eingerichtet, ihr ihre Erfahrung gegeben. Aus Freude über den Besuch füllten sie für mich eine Kiste mit Bürsten. Sie hätten mir, wenn ich nicht Einspruch erhoben hätte, das ganze Lager aufgehängt. Abends erschienen sie noch im Osakahotel, um mir Grüße für ihre Freunde in der Heimat aufzutragen.

Unter den Industrien des Mikadoreiches steht die Textilindustrie obenan. Von den 1057000 Fabrikarbeitern beschäftigt sie 455000, wovon etwa neun Zehntel Frauen und Mädchen sind. Ihr Hauptsitz ist Osaka, das japanische Manchester. Hier ist die größte Textilfabrik des Landes, die Nippon Boseke-Kaischa. Von ihren 3500 Arbeiterinnen wohnen und essen 2500 in der Fabrik. Der Taglohn ist 12 Sen (= 24 Pf.), der bei älteren Arbeiterinnen bis auf 30 Sen steigt. Die Zweischararbeit ist in Kraft. Während die eine Hälfte schläft, schantzt die andere. Übrigens sind auch nicht mehr als für die Hälfte der Leute Liegeplätze vorhanden. Wenn die Glocke ertönt, nimmt die abtretende Schicht die gerade frei gewordene, noch warme Lagerstatt ein. Ein Beamter erzählte, die Mädchen zögen die Nachtarbeit der Tagarbeit vor, weil im Sommer die Werkstätten kühler und im Winter wärmer seien als die Schlafsäle. Das ist die Wahrheit, aber nicht die ganze: Die Mädchen ziehen bloß im Winter die Nachtarbeit vor, weil zu wenig Schlafdecken da sind und sie in den Zigarrenschachteln von Behausungen frieren würden.

Der Anblick der jungen Geschöpfe krampft einem das Herz zusammen. Mädchen, Kinder, die anderwärts noch mit Puppen spielen, sind tagaus tagein zwölf lange Stunden an Maschinen gekettet! Was an ihnen noch Jungendliches ist, wird durch Schmutz und ölige

Kleiderfetzen verdeckt. In einem Saal der Schlafschuppen lagen drei Dutzend äußerst spärlich bekleidete Mädchen auf dem blanken Boden. Sie litten an Schwindsucht oder Berri-Berri. Als sie meiner ansichtig wurden, hellten sich ihre müden Gesichter ein wenig auf. War es die Freude über den Besuch oder hielten sie als echte Asiatinnen es ihrer unwürdig, dem Ijin (Nichtasiaten) ihre wahren Gefühle zu zeigen? Der »Doktor« berichtete, die Arbeiterschaft sei von diesen beiden Geißeln schwer heimgesucht; es wären noch mehr krank, aber sie seien noch arbeitsfähig. Kein Wunder. Auch wenn sich die Fabrikbevölkerung nicht aus Kindern zusammensetzte, könnte ihre Gesundheit der dumpfen Luft der Werkstätten, der langen Arbeitszeit und der Unterernährung nicht lange standhalten.

Von dem 24 Pf. betragenden Lohn werden den Arbeiterinnen täglich 16 Pf. für Kost und Wohnung abgezogen. Das Essen der Zwangskostgänger besteht aus minderwertigem Reis, bitterem Tee und, wenn es hoch geht, aus Fisch. Die Mahlzeit muß eiligst verschlungen werden, weil die eine Hälfte der Mädchen währenddessen die ohne Aufsicht gelassenen Maschinen mit zu bedienen hat. Die Wohnräume sind geräumige, von allen Möbeln entblößte Säle, wo auf dem Boden die Schlafdecken ausgebreitet liegen. Das ganze Leben der Arbeiter vollzieht sich unter den Augen des Fabrikanten oder seiner Beamten.

In einer solchen Tretmühle ist selbst die an Drangsal gewöhnte Bauernjugend nicht zu halten. Nach einigen Tagen oder Wochen fleuchen die Kinder davon. Um die leeren Plätze zu füllen, unterhalten die Unternehmer im ganzen Land zahlreiche Werber, die den Kinderfang beruflich betreiben. Für jeden eingebrachten Kopferhalten sie 3 bis 5 Jen. Da trotz aller Aufsicht und Einsperrung im Fabrikhof mehr Kinder davonlaufen als die Werber herbeischaffen, sehen sich die Unternehmer gezwungen, nach dem Grundsatz »Brot und Spiele« zu verfahren. In einem Bericht, der die Herrlichkeit dieser Ausbeutungsart allen Ernstes preist, heißt es:

»Aber der Musterfabrikant geht noch weiter. Er sorgt (neben Reis und Schlafstatt) für Vergnügen und Unterhaltung der Mädchen in deren eigenen Räumen. Gaukler werden angestellt sowie Belustigungen durch Bilder veranstaltet. Dann werden im Frühling und Herbst Ausflüge (unter Aufsicht natürlich) nach berühmten Plätzen unternommen, auch alle Art Sport getrieben, Krankenhäuser haben

die Fabrikanten für ihre kranken und verletzten Leute eingerichtet; selbst Schulen sind für die Kinder der verheirateten Arbeiter geschaffen. Das ist vorteilhaft für beide Seiten. Der Vorteil des Unternehmers ist: wenn die Mädchen nach Ablauf ihres dreijährigen Vertrages heimgehen, sind die Eltern sehr erfreut über ihre Geschicklichkeit und sie erzählen es den Nachbarn. Wir erlauben den Eltern, in die Werke zu kommen, um ihre Töchter zu sehen. Wir zahlen ihnen ihre Ausgaben.«

Nach Aufzählung all der Herrlichkeiten klagt der Bericht, daß die undankbaren Racker von kleinen Mädchen trotz alledem flüchten: »Ungeachtet dessen besteht die Gefahr, daß wir die Mädchen noch nach Überwindung der Schwierigkeiten und Kosten verlieren. Oft, wenn sie zu Einkäufen hinausgehen, lassen sie sich entführen. Angestellte von anderen Fabriken bieten ihnen bessere Löhne an und nehmen sie mit. Diese Sache hat der Vereinigung der Spinnereibesitzer vorgelegen, ohne bis heute zufriedenstellend geregelt zu sein.«

Allerdings versprechen die Werber den kleinen Mädchen mehr Lohn. Wenn dieser dann nicht gezahlt wird, so ist das nicht ihre Sache. Für sie handelt es sich eben vor allem um das Fanggeld.

Nun steht dem Unternehmer zum Einfangen eines entlaufenen Lohnsklaven die gesamte Polizeimacht zur Verfügung. Denn Vertragsbruch ist auch in Japan ein schweres Verbrechen – wenigstens wenn ihn der Arbeiter begeht. Die gut organisierte Reichspolizei ist in der Lage, jeden flüchtigen Arbeiter zu finden. Allein es ist doch immer mit Scherereien und Verdrießlichkeiten verbunden. Die Losreißung eines heulenden Mädchens von der Schürze der Mutter macht auf dem Lande böses Blut und kann den Werbern nicht als Empfehlung dienen. So suchen denn die Unternehmer die Mädchen mit Zuckerstückchen oder Kinkerlitzchen zu fesseln.

In der großen Spinnerei in Osaka werden Belohnungen gezahlt. Zum Beispiel erhält die älteste der Arbeiterinnen, die zwei Jahre volle Arbeitszeit hat, 100 Jen; für längere ununterbrochene Arbeitszeit wird noch mehr gezahlt. Mir wurden Frauen gezeigt, die schon zehn Jahre in der Fabrik seien.

Eine Strickerei in Tokio beherbergt und beköstigt die »Lehrlinge« in der Fabrik. Die »Lehrzeit« ist fünf Jahre. Die jugendlichen Arbeiter erhalten einen Monatslohn von 1 Jen (= 2 Mark), ein zweiter Jen wird in einer Sparkasse angelegt. Der aufgelaufene Betrag wird am

Ende der ›Lehrzeit‹ bei ›zufriedenstellendem Abgang‹ ausgezahlt. Neunzig Meilen nördlich von Tokio, im Schatten der Berge, liegt das Städtchen Nikko. Diese landschaftliche Idylle bekam für den Inselbewohner erst höchsten Wert und unwiderstehliche Anziehungskraft, als im 17. Jahrhundert Iejasu, der Begründer des Militärkaisergeschlechtes der Tokugawa, dort bestattet wurde. Diese Ruhestätte mit ihren prächtigen Tempeln bildet heute das Ziel für Hunderttausende von Pilgern. Die Eisenbahn macht, wohl um die himmlisch-ruhige Stimmung des heiligen Hains nicht zu stören, in etwas allzu weiter Entfernung halt. Vom Nikkoer Bahnhof führt eine alte Heerstraße durch das schier endlose Städtchen sachte bergan. Nach Überschreitung des Daiiabaches steht man an der mit Moos überzogenen Mauer des heiligen Hains. Zwischen schlanken Baumriesen schimmern die mächtigen Formen der Tempel. Wer Geld und Leichtgläubigkeit genug mitbringt, kann hier gar wundersame Mär hören und von heidnischen Priestern wundertätige Dinge kaufen.

Diese Stätte kann es auch nichts weniger als frommen Gemütern antun. Die Tempel mit ihrem glitzernden Tand und hölzernen Göttern sind zu eigenartig, als daß sie nicht fesselten. Die in tausend Verschiedenheiten strahlende Pracht des Innern der Gotteshäuser könnte Jubeltöne entlocken, wenn nicht die häßlichen Fratzen der Götter Furcht einflößten und der Todernst der Betenden jede Fröhlichkeit verscheuchte. Die volltönenden Stimmen der Priester klingen wie wehklagend durch die Tempelhallen. Draußen säuselt im Geäst hundertjähriger Riesenbäume sanft eine heilige Melodei.

Die Seele spürt noch lange den Eindruck der heidnischen Pracht, die an Iejasus Grabstätte gehäuft ist. Die überfeine Vermischung von frischem Leben, muffligem Moder, ernsten Sagen und schnurrigem Unsinn wirkt auch auf das Herz des nüchternen Europäers. Hier ist ein unvergleichliches Stück asiatischer Vergangenheit, wo hinein die europäische Kulturphrase noch nicht dringen konnte; ein Stück feudaler Pracht, verherrlicht und belebt durch Natur, Menschenhand, Sage, Einbildung, Weihrauch und sonstigen Mummenschanz; ein glänzender Rest des alten Japan, woran der Wurm der Neuzeit noch nicht nagt. Wie lange noch?

Schon drängt draußen an seinen Flanken das neue Zeitalter. Dort rollen auf einem schmalen Bahngleis lange Reihen scheußlich quiet-schender Wagen. Stämmige Ochsen ziehen mit asiatischer Gemäch-

lichkeit ihre Last vorüber. Ihre Herren und Hirten liegen schnarrend auf dem Gefährt. Auf diesen Ochsenkarren werden die Erzeugnisse von 10000 Minenarbeitern fort-, an die stählerne Ader des Weltverkehrs geschafft.

Das Gleis schlängelt bergauf. Zur Linken erklingt das tosende Lied des Daiiabaches. Am Straßensaum stehen die verwitterten, ärmlichen Behausungen der Bauern. Die Vorderseite der Buden steht auch hier sperrweit offen. Drinnen liegt der Herr der Schöpfung in bronzebraunem Adamskleid. Die Frauen schäkern mit den Kindern, wenn sie nicht mit der Fütterung der Seidenwürmer beschäftigt sind.

Im Fortschreiten ist die Gegend einsam und arm geworden. Unten im Tal waren noch Eier und Brot zu haben, hier oben bloß noch Reis und Tee. Und was für Zeug! Endlich, oben auf dem Bergscheitel, wieder ein Zeichen europäischer Kultur: In englischer und japanischer Sprache droht eine amtliche Bekanntmachung demjenigen Strafe an, der in dem kaiserlichen Forst pirscht. Ein wenig weiter ein Stück Proletarierschicksal: Schweißtriefend schwankt eine in Fetzen gehüllte Gestalt unter einem Bündel Hausrat. Ihr folgt ein kleines Mädchen führendes junges Weib. Eine Bergmannsfamilie, die vom Aschio-Bergwerk die Abkehr erhalten hat und nun mit allem, was sie besitzt, wieder hinauszieht auf die Suche nach Brot.

Unten im Tale liegen, vom Städtchen Aschio durch einen tiefen Gebirgsbach getrennt, die Kupferbergwerke. Die ausgedehnten Erzlager und Schmelzhütten gehören der neu feudalen Sippe der Furukawa. Das Unternehmen beschäftigt über 10000 Personen, die mit ihren Familien auf 25000 anschwellen. Der Wechsel der Arbeiter ist ungeheuer. Im Jahre 1908 kamen 7927 und 7776 gingen. Nach der Angabe der Werkleitung haben bloß 983 Leute länger als fünf Jahre ausgehalten. Weder der heiße Marsch über die Berge, noch die Aussicht auf lange Arbeitslosigkeit kann die Bergleute bestimmen zu bleiben. Und wäre bei vielen nicht die Anlegung von Fesseln gelungen, es würden noch mehr davonfliehen. Die durch Zwang gehaltenen tragen ihr Los mit asiatischer Ergebenheit. Zwar nicht immer.

In den ersten Februartagen des Jahres 1907 fühlte sich der Simson der Kupfermine frei und stark. Wie ein Besessener nahm er Rache an seinen Peinigern. Drei Tage hielt er den Bezirk in hellem Aufruhr, schlug seine ärgsten Quäler nieder, schleifte einige der Zwingburgen und versuchte die Wirkung des Sprengpulvers ein paarmal außer-

halb der Grube. Am vierten Tage kam eine Abteilung Soldaten in Eilmärschen über die Berge; sie schaffte den wild gewordenen Riesen, nachdem ihm erst tüchtig die Ader gelassen worden war, wieder zurück in die Tretmühle.

In Aschio ist der von Ghent so trefflich geschilderte wohlthätige Feudalismus in seiner schlimmsten Form, in der asiatischen, zu finden. Sein Sinnspruch ist bekannt: Etwas für das Volk, wenn es den Profit erhöht und sichert. Daß er in Japan, dem Feudalstaat von gestern, von vornherein eine plumpere Beschaffenheit haben und für die Unternehmer vorteilhafter sein mußte als in seiner amerikanischen Heimat, versteht sich.

Eine Wiederholung der blutigen Hungerausbrüche wird durch Ausbau der Wohltäterei sowie durch scharfe Überwachung der Arbeiter zu verhindern versucht. Neu eingestellte Leute werden jahrelang auf allen Wegen beobachtet, und wenn sie sich nicht als ganz zuverlässig erweisen, beizeiten wieder abgeschoben. Diese Vorsichtsmaßregel ist so übel nicht. Sie sichert dem Unternehmen die innere Ruhe, die die erste Vorbedingung zur Steigerung des Gewinnes ist.

Die Arbeiterschaft Aschios ist in zwei Klassen geteilt: in fest und in vorläufig angestellte Leute. Jeder Neuling wird erst nach einer Reihe von Jahren, erst nachdem seine Gesinnung und Fähigkeit zweifelsfrei dargetan sind, zum festen Bestand des Werkes gerechnet. Er steht nicht bei der Werkleitung selbst, sondern bei einem Vorgesetzten, bei seinem Meister, im Arbeitsverhältnis. Wohl sind der Leitung die Einstellung als auch die in Aussicht stehende Abkehr unbedingt mitzuteilen, aber der Herr und Gebieter des Arbeiters bleibt für die ersten fünf Jahre der Meister. Durch diesen konnte er eigentlich erst Beschäftigung erhalten; bei diesem muß er wohnen, von ihm erhält er seinen Lohn. Das wichtigste der vorläufigen Anstellung ist, daß der Arbeiter von Beginn an für jede Handlung einen Vorgesetzten, seinen Meister als Bürgen und Vormund haben muß.

Nach Ablauf der fünf Probejahre kann der Mann unter Zustimmung des Vormundes schriftlich um Aufnahme in die Klasse der Festangestellten nachsuchen. Stellt ihm der Vormund ein gutes Zeugnis aus und ist auch sonst nichts gegen ihn in Erinnerung, kann dem Wunsche entsprochen werden. Aber vorher hat er sich durch Eid und Unterschrift wie folgt zu verpflichten:

›Ich verspreche, die Arbeitsordnung zu beachten, Befehle zu befolgen und fleißig zu sein. Abgesehen von Fällen unabwendbarer Ereignisse will ich meine Entlassung nicht fordern wegen höheren Lohnes oder besseren Arbeitsbedingungen in andern Bergwerken. Im Falle schlechter Führung, oder wenn es die Gesellschaft für gut befindet, kann ich ungeachtet des Paragraphen 672 des Zivilgesetzes entlassen werden, ohne daß ich dagegen Einspruch geltend mache. Ich will die dem Laden der Gesellschaft entnommenen Waren nicht verkaufen oder verleihen, noch will ich das (Spreng-) Pulver der Gesellschaft mißbrauchen oder veräußern. Im Falle der Übertretung ist die Gesellschaft berechtigt, mich zu bestrafen und ich werde mich nicht dagegen auflehnen . . . Auch will ich die Arbeiter der Gesellschaft nicht veranlassen, anderswo in Stellung zu treten . . . ‹

Was ein solcher Vertrag für den vor der Obrigkeit ersterbenden japanischen Fabrikarbeiter bedeutet, kann bloß die Kenntnis der Umwelt ermessen, für die er Geltung hat. Ist endlich die Aufnahme in die Klasse der Festangestellten gelungen, erhält der Glückliche eine papierene Anerkennung seiner fünfjährigen Dienstzeit. Jetzt muß er den Unterstützungseinrichtungen beitreten und kann sich dem Genuße der ›Vorrechte‹ hingeben, die die feste Anstellung mit sich bringt: er kann sich ohne die führende Hand, ohne das wachende Auge des Vorgesetzten bewegen. Für seine Handlungen bildet nun der Eid, sodann die Arbeitsordnung die Richtschnur. In dieser steht unter anderem geschrieben:

›Die tägliche Arbeitszeit ist im allgemeinen 12 Stunden; sie kann verkürzt oder verlängert werden. Im besonderen ist gegenwärtig die (tatsächliche) Arbeitszeit für Hauer, Schlepper und dergleichen unter Tage 8 Stunden, für Wagenführer und Tagelöhner 12 Stunden, für Mädchen und Jungen unter 15 Jahren 8 bis 12 Stunden . . . Wer ohne Erlaubnis fehlt, hat 10 Tage auszusetzen, 27 Tage im Jahre sind als Ruhetage festgesetzt. Der gute Arbeiter kann auf allmähliche Erhöhung des Lohnes bis zu 50 Hundertteilen hoffen. Die Auszahlung des in einem Monat verdienten Lohnes findet um die Mitte des folgenden statt. Nahrungsmittel und Kleider können rechtschaffenen Leuten von dem Werkladen auf Borg gegeben werden; der Betrag wird jeweils am nächsten Zahltag abgezogen. Wer brauchbare Vor-



schläge macht, wodurch der Arbeiter geschützt oder wodurch der Ausbruch von Gefahren (Vorbereitung von Streiks!) verhindert werden kann, hat, wenn er es insgeheim tut, Belohnung zu erwarten . . . ‹

Das ist die ernste, befehlende Miene des wohlthätigen Feudalismus. Natürlich hat er noch eine freundliche, verheißende, ohne die er weder seinen Namen verdienen noch sein Ziel erreichen würde.

Es sind viele Lohnklassen für jede Berufsgruppe eingerichtet. Allerdings kann in die oberste, worin immer nur ein oder zwei Mann stehen, erst eingerückt werden, wenn die darin befindlichen Leute durch Fortgang oder Tod Platz gemacht haben. Immerhin, das schöne Ziel, die erste Lohnklasse, steht ständig vor dem Auge des Proletariats. Damit die Freude am langen Warten nicht geschwächt wird, stellt die Arbeitsordnung für ununterbrochene Tätigkeit sowie langes Verbleiben im Geschäft Belohnungen in Aussicht. Die Bestimmungen über die Belohnungen sind derart verzwickt, daß man sich fragen muß, ob sie ein Arbeiter von der geistigen Beschaffenheit des japanischen überhaupt versteht.

Die Höhe der Belohnung richtet sich nach der Art der guten Tat, welchen Vorteil sie für das Werk hat und in welcher Lohnklasse der gute Täter steht. Wird in einem Monat nicht länger als zwei Tage von der Arbeit weggeblieben, erhält der Angehörige der ersten Lohnklasse zwei, der der zweiten anderthalb, der der dritten einen Taglohn mehr gezahlt. Der Hauer, also einer der bestbezahlten Leute, der ein volles Jahr ohne Unterbrechung arbeitet, erhält eine Belohnung von 6 Mark, der Schlepper 4 Mark usw. Für zweijährige ununterbrochene Tätigkeit bekommt der Hauer 10 Mark, für eine von drei bis fünf Jahren 20 Mark, nach sieben Jahren 30 Mark usw. Für die niedrigeren Lohnklassen besteht eine ähnliche Belohnungssteigerung. Allein die Belohnungen sind in den meisten Fällen nichts als ein Köder. Denn daß ein Bergarbeiter nur ungeheuer selten ohne jede Unterbrechung tätig sein kann, weiß jeder, der die Verhältnisse kennt. Das wissen natürlich auch die Unternehmer.

Bei dem Genuß der Unfall- und Krankenunterstützung spielt auch die Dauer der Zugehörigkeit zum Geschäft eine wichtige Rolle. Das höchste, was die Hinterbliebenen eines im Betrieb Getöteten erhalten, ist ein Betrag, der dem dreihundertfachen Taglohn entspricht.

Den Verletzten wird neben freier Behandlung und Arznei eine kleine Geldunterstützung gewährt. Zum Beispiel bekommen die, die daheim, also nicht im Werkkrankenhaus gepflegt werden, 30 bis 40 Pf. täglich.

Die gegenseitige Hilfskasse unterstützt alle die, die durch Unfall oder sonst arbeitsunfähig werden, dann die, die länger als sieben Tage krank sind. Die Einnahmen der Kasse bestehen in dem Zuschuß der Gesellschaft (einmalige Zahlung von 1200 Mark und den Monatsbeiträgen der Arbeiter (20 Pf.) und der Beamten (3 v. H. des Gehalts). An Arbeiter, die dauernd arbeitsunfähig sind oder die, bei denen noch Hoffnung auf Genesung vorhanden ist und die sich noch in Behandlung befinden, werden täglich 10 bis 30 Pf. gezahlt. Den höchsten Satz erhalten nur Leute, die über zehn Jahre im Werke sind.

Noch schneller als Belohnungen und Unterstützungssätze steigen die Strafen. Das Strafgesetz ist gut ausgebaut. Kleine Vergehen, wie Widerspenstigkeit, schlechte Aufführung, rohe Sprache, Wortstreit und dergleichen werden mit Versetzung in eine niedrigere Lohnklasse geahndet, bei schwereren Vergehen erfolgt Entlassung.

Japans größte Kohlenfelder liegen auf Kiuschu, seiner westlichsten Hauptinsel. Hier befindet sich seine bedeutendste Zeche, Miike, wo 5000 Sträflinge tätig sind, dann sind hier die etwas weniger wichtigen Kohlengruben der Mitsu Bischi-Kaischa auf den Inseln Takaschima. Diese Bergwerke sind mit einem Dampfer der Gesellschaft von Nagasaki aus zu erreichen. Dem unverdächtigen Fremden wird die Besichtigung der Zechen von der Hauptkanzlei in Nagasaki ohne weiteres gestattet. Die drei Inseln sind sehr klein. Die Flöze ziehen sich unter dem Meere hin. Die Kohle wird in der Regel gleich vom Förderkorb in Kähne verladen und in die nahen Häfen geschafft, wo die durchfahrenden Schiffe damit versorgt werden.

Eines Morgens kaufte ich am Schalter der Kanzlei in Nagasaki eine Fahrkarte für 10 Sen, um hinaus auf die Inseln zu fahren. Kurz vor der Abfahrt brachte mir ein Angestellter die 10 Sen wieder zurück und geleitete mich auf die Kommandobrücke des Dampfers. Dem Kanzleimenschen war wohl bedeutet worden, daß es unschicklich sei, von einem so seltenen Gaste Fahrgeld zu nehmen und ihn mit dem gewöhnlichen Schiffsvolk reisen zu lassen. Der Kapitän ließ mir gleich einen Sessel sowie Tee und Zigaretten bringen. Bald kam ein

weißgekleideter Jüngling heraufgekrochen, der wohl als Dolmetsch walten sollte. Ich hatte seine Karte noch nicht ganz entziffert, als er auch schon begann, an mir emporzusprechen. Aus der Unterhaltung wurde es aber nichts, weil ich sein Englisch – es kann auch Chinesisch oder Böhmisches gewesen sein – nicht verstand. So gaben wir uns durch Händedrücke zu verstehen, wie schön das gewesen wäre, was nicht hatte sein sollen.

Der Dampfer steuerte vorsichtig zwischen Felsen und Klippen hindurch, aus der prächtigen Hafenlandschaft hinaus aufs Meer. An der ersten Insel machte mir der Kapitän begreiflich, daß das mein Ziel sei. Er geleitete mich an die Gangplanke. Am Ufer wurde ich von einer in einem Zwilchanzug hängenden Gestalt empfangen. Sie raunte mir unverständliches Zeug zu. Da ich jetzt keine Neigung verspürte, mit einer Polizeiseele eine schwierige Unterhaltung zu pflegen, schritt ich wacker fürbaß. Der kurzbeinige Schleppsäbelträger sockte hinterher. Von Zeit zu Zeit wartete ich, bis er nachgekommen war. Aus seinen Zügen las ich Dank für meine Menschenfreundlichkeit. Ich war neugierig zu erfahren, was er wohl mit mir anstellen werde. Bei einem kleinen Haus winkte er einzutreten. Dazu reichte jedoch meine Zuvorkommenheit nicht aus, denn die Bude sah eher einer Polizeistube als einem Teehaus oder Minengebäude gleich. Während er mir begreiflich zu machen versuchte, daß ich nicht weiter dürfe, kam ein kleiner Herr herangestürmt, der meinem Belästiger ein paar barsche Worte zuschrie. Daraufhin gab der Polizist den Weg frei und bezeugte mir seine Hochachtung durch militärischen Gruß. Desgleichen tat ich.

Mein Befreier stellte sich als der technische Leiter des Bergwerks vor. Der Herr Direktor lasse sich entschuldigen, aber es solle mir alles gezeigt werden, was ich zu sehen wünsche.

Auf den Inseln arbeiten insgesamt 2500 Leute, die Hälfte davon bei der eigentlichen Kohलगewinnung. Die Eiländchen sind sehr hügelig und mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt. Am schmalen Ufersaum liegen die Werkanlagen, an den Hügelabhängen, inmitten grüner Gärten, die Behausungen. Die Bergleute wohnen mietefrei in den Häusern der Gesellschaft; die Unverheirateten suchen bei ihren verheirateten Kameraden Kost und Wohnung, wofür sie monatlich 6 bis 8 Jen (= 12 bis 16 Mark) zahlen. Andere Wohngelegenheit als die Werkhäuser gibt es auf den Inseln nicht. Wer sie nicht benutzen

will, muß weiterziehen. Der Arbeiterwechsel ist auch hier sehr groß. Für die Gesellschaft sind landauf landab Anwerber tätig. Die Kosten der Anwerbung kommen auf 8 bis 13 Jen den Kopf.

In einem Häuschen trafen wir Bergleute beim Mittagmahl. Das Gericht bestand aus Reis und einem eigentümlich riechenden Gemüse, das dem Schierling gleicht. An den Kohlenwäschen waren kleine Mädchen tätig. Ihr Alter zu bestimmen, verhinderte die dicke Rußschicht auf den Gesichtern. Das europäische Auge mochte den jüngsten dreizehn oder vierzehn Jahre geben, wahrscheinlich aber waren sie etwas älter.

Nach dem Rundgang fragte der Begleiter, wie mir die Anlagen gefielen. Ich konnte mit gutem Gewissen sagen, daß unter den vielen Kohlenbergwerken, die ich gesehen habe, dieses an Sauberkeit und landschaftlichen Reizen einzig dastehe. Darob bat er mich, der Gast der Gesellschaft zu sein. In dem Beamtenklubhaus wurde eine europäische Mahlzeit mit Bier aufgetragen.

Der Dampfer zeigte durch Pfeifentöne sein Kommen an. Ich eilte ans Ufer, um zurück nach Nagasaki zu fahren. An Bord kam ein Herr auf mich zu, der sich als Direktor der Minen vorstellte. Er wolle mit mir fahren, um noch die Auskunft zu geben, die ich wünsche: Die Löhne der 2 500 Arbeiter seien natürlich sehr verschieden. Ein tüchtiger Bergmann verdiene 50 bis 75 Sen (1 bis 1,50 Mark) in Zeitlohn, der beste Kohlenhauer in Stücklohn 85 bis 90 Sen (1,70 bis 1,80 Mark); die Mädchen an den Kohlenwäschen bei zwölfstündiger Arbeit 25 Sen (50 Pf.) im Durchschnitt. Die Bergleute sollen – nach dem Bericht des Minenleiters – leidenschaftliche Glücksspieler sein. Wenn die Luft polizeirein und die Gelegenheit günstig sei, versuchten sie die Launen des Spielteufels zu ergründen. Die Polizeistrafe, die ihnen dafür drohe, könne sie wohl vorsichtig, aber dem Spiel nicht abwendig machen.

Nachdem der Herr Direktor meinen Wissensdurst befriedigt hatte, erzählte er in vorzüglichem Englisch über seine Erlebnisse im Ausland, über Menschen und Bücher, über Bergbau und Kohlengräber, so daß ich die Ankunft in Nagasaki gar nicht bemerkte.

# Industrie, Arbeiterlöhne und Lebenshaltung

Es werden noch Jahrzehnte vergehen, ehe Japan ein ernster Wettbewerber der alten Industriestaaten sein wird. Seine industrielle Entwicklung ist nicht derart, daß sie eine Gefahr für den europäischen Markt bedeutet. Ob sie das überhaupt jemals werden wird? Gewiß, Japans Industrie wird sich weiterentwickeln, ohne Zweifel wird es im fernen Osten dem weißen Kaufmann Absatzgebiete streitig machen, aber dafür wird es selbst wieder Bedürfnisse haben, die der Verdrängte wird befriedigen müssen. Die höchstentwickelten Länder sind noch immer die besten Kunden der Industriestaaten gewesen.

Vor der Neubildung des Mikadoreiches hatte es weder eine nennenswerte Industrie noch einen Außenhandel, noch Beförderungsmittel von einiger Bedeutung. Handel und Gewerbe begannen erst in den 1870er Jahren zu keimen. Im Laufe eines halben Jahrhunderts, bis zum Jahre 1910, sind aus dem Nichts 5354 (englische) Meilen Eisenbahn, 6943 Poststellen, 15426 Fabriken und eine Handelschiffahrt mit einem Gehalt von 1646000 Tonnen geworden. Der Wert des Handels (Ein- und Ausfuhr), der sich im Jahre 1871 auf etwa 76 Millionen Mark belief, ist in den folgenden vier Jahrzehnten auf 1845 Millionen angewachsen.

Das Bild, das diese Zahlen geben, ist so übel nicht. Seine Schattenseiten schlagen erst in die Augen, wenn es in der Nähe betrachtet wird. Die Masse der Fabriken sind schwächliche Kleinbetriebe. Abgesehen von einigen Großbetrieben der Minen-, Textil- und Metallindustrie, schleppen sich die meisten gerade so hin. Ohne die hohen Unterstützungen des Staates müßte die Handelsschiffahrt ihre Tätigkeit einstellen.

Der Staat unterstützt die Unternehmungen natürlich nicht zum bloßen Vergnügen, sondern aus dringender Notwendigkeit.

Die herrschende Kaste des neuen Japan war vom Tage der Eröffnung des Landes für die Weißen einig mit sich, daß mit aller Kraft erstrebt werden müsse, sich die Machtmittel der »weißen Barbaren« anzueignen, solle nicht die Unabhängigkeit des Staates aufs Spiel gesetzt werden. Der Erwerbung von Kriegsmitteln galten alle Kräfte. Kriegerugenden wie Heimtücke, Hinderlist, Tapferkeit hatte der Feudalstaat übergenug, und sie waren in den ständigen Metzeleien

der feudalen Sippen erprobt und gesteigert worden. Nur ließ sich leider mit diesen Tugenden allein nichts gegen Schnellfeuerkanonen und Hinterlader ausrichten. Aber diese Eigenschaften der Kriegerkaste im Verein mit den neuen Mordwerkzeugen mußten ein ausgezeichnetes Kriegsmittel geben.

Nun ist aber der Militarismus äußerst gefräßig. Das alte ackerbaureisende Japan konnte ihm nicht die nötigen Mittel beschaffen. Es war kaum imstande, genug Reis für seine unglaublich bedürfnislose Bevölkerung zu erzeugen, geschweige Ausgleichswerte für die Einfuhr von Maschinen und Waffen. Von seinem sehr gebirgigen Boden sind nur 17 v. H. anbaufähig und schon lange bebaut. Der Ausdehnung der Feldwirtschaft hatte so die Natur ein unüberwindliches Hindernis gesetzt. Die Pläne und Notwendigkeiten des neuen Staatswesens konnten bloß durch die Umwandlung des Ackerbaustaates in einen Industriestaat erfüllt werden.

Das Inselreich ist nun allerdings wegen Mangel an Eisenerz für einen Industriestaat nicht besonders gut geeignet; aber immer noch besser als für einen Ackerbaustaat. Kohle und Kupferstein sind in Fülle vorhanden, auch birgt der Boden Petroleum, Silber, Schwefel und Mangan. Dann sind in den Bergen unerschöpfliche Mengen des weißen Diamanten aufgespeichert, den in elektrische Kraft umzuwandeln leicht ist. Andererseits mangelt es dem Lande an dem für die Industrie so wichtigen Eisenerz, auch will sich der Boden nicht zur Baumwollpflanzung eignen. Dieser Mangel läßt sich zwar beheben. Der Eisenstein kann von China und Amerika, die Baumwolle von Indien oder China ohne große Kosten eingeführt werden.

Die Umwandlung in einen Industriestaat ward Japan leicht gemacht, da es die Wissenschaft und Erfahrung der westlichen Welt zur Verfügung hatte. Die ›weißen Barbaren‹ waren uneigennützig genug, ihm die Errungenschaften ihrer Zivilisation: Verfassungsentwürfe und Gefängnispläne, Schnellfeuerkanonen und Gebetbücher, Techniker, Unteroffiziere und Missionare, Verkehrsmittel und Fahrkartensteuer zu überlassen. Einigermmaßen organisiert und gefestigt, sandte die Regierung der ›Erleuchtung‹ – so wird die Regierung des Mikado Mutsuhito genannt – die Tüchtigsten der gerade aufgelösten Kriegerkaste ›in die zivilisierten Länder‹, damit sie deren soziale, industrielle und politische Einrichtungen studieren, um herauszufinden, welche davon, auf japanischen Boden verpflanzt, gute Früchte versprechen.

Zuerst wurden Fabriken für Kriegsmaterial gebaut, dann Werften für die Marine. Vom Jahre 1872 an schuf der Staat technische Schulen sowie Musterfabriken, um die Geldleute anzuspornen, sich in der Industrie zu betätigen. Diese verhielten sich vorderhand zurückhaltend. Erst als die Rechnungsberichte der Staatsbetriebe glänzender leuchteten, wurde das Privatkapital unternehmungslustig. Die Regierung war weise genug, ein Unternehmen nach dem andern zu verkaufen. Sie behielt bloß die, die Monopole und militärische Bedürfnisse heischten.

Der staatlichen Wirtschaftspolitik mangelte nicht der Erfolg. Bis zum Jahre 1910 wurden 15426 Betriebe (6723 Maschinen- und 8703 Handbetriebe) errichtet. Allerdings sind die meisten der Betriebe zwerghafte Gebilde. Auffallend ist das Überwiegen der Frauen in der Arbeiterschaft. Am stärksten sind sie in der Textilindustrie vertreten. Von der Industriearbeiterschaft (ohne Bergbau und Staatsbetriebe) sind 34,8 v. H. Männer, 65,2 v. H. Frauen; in der Textilindustrie im besonderen stellen die einen bloß 14,7 v. H., die andern aber 85,3 v. H. Von der Gesamtzahl der fabrikarbeitenden Kinder unter 14 Jahren sind 23 v. H. Jungen und 77 v. H. Mädchen. Ende September 1909 untersuchte das Handelsamt die Industrieverhältnisse von 25 Präfekturen. In deren Fabriken wurden 27861 Kinder (3099 männliche, 24762 weibliche) unter vierzehn Jahren und 107692 Jugendliche (13717 männliche, 93975 weibliche) unter 20 Jahren gefunden. In den Streichholzfabriken, Glashütten, Webereien und Spinnereien sind sogar Kinder unter 10 Jahren anzutreffen. Das düstere Bild, das diese Angaben von den fabrikarbeitenden Frauen und Kindern geben, ist eigentlich noch zu licht. Dem europäischen Auge, das die Scharen kleiner Mädchen in den Werkstätten der japanischen Fabriken geschaut hat, scheinen jene Zahlen der lohnarbeitenden Kinder noch zu gering.

Schon die Zusammensetzung der Arbeiterschaft läßt die Schwäche der japanischen Industrie erkennen. Die Mehrzahl der Betriebe beschäftigt wenig, nein gar keine Handwerker, dafür aber viele ›Lehrlinge‹ und noch mehr Frauen und Kinder. Folgedessen können in der Hauptsache bloß minderwertige, nicht zu Buch schlagende Waren erzeugt werden. Freilich, was nicht ist, kann noch kommen. Die Industrie wird sich auch weiterhin kräftig entwickeln, sofern ihr die Hilfe des europäischen Kapitals fortlaufend erhalten bleibt. Doch

sind die ausländischen Geldgeber die letzten Jahre sehr störrisch geworden. Ein Staat, wie es das arme Japan ist, dessen Schulden von 1878 bis 1911 von 142 Millionen auf 5 300 Millionen Mark emporgeschwollen sind, wird fernerhin auf dem Geldmarkt nur noch auf Entgegenkommen rechnen können, wenn er entsprechende Sicherheit geben kann. Den europäischen und amerikanischen Kapitalisten wird das Gefühl der Sicherheit sehr geschmälert durch das Verbot, Grundeigentum zu erwerben und Minen ausbeuten zu dürfen, dann durch den Mangel an Vertrauen und die Unparteilichkeit der japanischen Rechtspflege.

Neben dem Mangel an Kapital steht der Entwicklung der Industrie noch ein anderes großes Hindernis im Wege: das Fehlen einer tüchtigen Arbeiterschaft.

Die Klagen über die japanische Industriearbeiterschaft sind allgemein, und ihre Berechtigung wird nirgends bestritten. Die folgenden kommen von Fabrikanten. Sie würden hier nicht Platz finden, wären sie nicht durch eigene Beobachtung bestätigt worden. Die Berechtigung dieser Klagen anerkennen, heißt aber nicht, die Arbeiter anklagen. Des japanischen Arbeiters Gedanken, Sitten und Arbeitsweisen, das Erzeugnis langer Jahrhunderte, verflüchtigen sich nicht mit der ersten Rauchsäule, die dem Fabrikschlot entsteigt, noch lassen sie sich durch die Werkstattordnung regieren. Und dann: so zahlreich und berechtigt auch die Klagen der Fabrikanten über die Arbeiter sein mögen, noch viel zahlreicher und berechtigter sind die Klagen der Arbeiter über die Unternehmer.

Ein Osakaer Fabrikant erzählte mir: »Die japanische Industrie ist als Wettbewerber auf dem Weltmarkt die nächsten zwei Menschenalter nicht zu fürchten. Da, wo ein an Zahl begrenzter Stamm von Arbeitskräften genügt, wie bei Banken und dergleichen, haben die Japaner Erfolg zu buchen. Sonst aber sind alle größeren Unternehmen, wenn ohne ausländische Leitung, krankhafte Treibhauspflanzen, schleppen sich recht und schlecht hin oder verkrachen beim ersten Windstoß. Gewöhnlich werden schon vom Beginn an, entgegen allen Warnungen und Erfahrungen in andern Ländern, Fehler gemacht, die später nicht mehr ausgemerzt werden können und dem Betrieb wie eine Bleilast anhängen. In der Regel fehlt es an Weitsicht, organisatorischer Fähigkeit und gründlichem Wissen. Dieser Mangel



wird erst ganz in die Augen springen, wenn Japan seinem Ehrgeiz, das (industrielle) England des Ostens zu werden, eine beweiskräftige Unterlage geben will. Bis heute ist die Industrie Japans nur Spielwerk, Nachahmung; sie verrät keine selbstschöpferische Kraft. Da, wo bei der technischen Leitung die nötigen Gaben vorhanden sind, fehlen die Arbeitskräfte. Dort drüben – auf einen Schornstein zeigend – wendet man, um einen Arbeiterstamm zu bekommen und anzulernen, folgendes Verfahren an: Die Jungen und Mädchen werden im Alter von 10 Jahren angeworben, gut bezahlt – man vergesse nicht, daß ein Fabrikant spricht –, schlafen und essen in der Fabrik, werden auch sonst gut gehalten. Alles umsonst. Schon lange bevor sie so viel gelernt haben, den gewährten Lohn zu verdienen, verlangen sie Zulage. Eine Abweisung bringt Austritt. Wird anderswo auch nur ein Sen (= 2 Pf.) den Tag mehr versprochen, erfolgt Abgang. Das kann aber die Arbeiter nicht hindern, bald wieder zur alten Arbeitsstätte zurückzukommen.

Dienstzucht kennen die japanischen Arbeiter nicht. Mitten in der Arbeit hocken sie nieder, um Tee zu trinken oder ein Pfeifchen zu schmauchen. (Die Pausen werden nicht Eß-, sondern Rauchpausen genannt.) Heute, einen Tag nach der Ablöhnung, machen meine Leute blau. Einwendungen von unserer Seite werden mit Kündigung beantwortet. Arbeiter sind zwar genug zu bekommen, aber keine besseren. Der schlechtest bezahlte Arbeiter ist auch hier der teuerste.

Die Maschine oder Fabrikglocke will den Bauernsohn, der gestern noch die Scholle gemütlich bearbeitete, zu steter, angestrenzter Tätigkeit zwingen. Gegen eine solche Zumutung hält er es mit stillem Widerstand. Wider die Länge des Arbeitstages hat er weniger einzuwenden, vorausgesetzt, daß er nicht zu ununterbrochener Tätigkeit angehalten wird.

Der japanische Arbeiter ist eher tätig als fleißig, eher geduldig als energisch. Er erfüllt ohne zu seufzen sein Tagwerk, das unmittelbar notwendig ist, ihm seinen Lebensunterhalt für den Tag zu verschaffen. Hat er das Notwendigste, denkt er nicht daran, für Überflüssiges zu sorgen. Niemals sieht man ihn wegen eines in Aussicht stehenden großen Vorteils sich sehr anstrengen, niemals, daß er sich beeile, eine Arbeit zu vollenden, um zu einer anderen übergehen zu können. Tretet ein in eine Werkstatt: man raucht, man lacht, man plaudert, von Zeit zu Zeit wird ein Hammerstreich gegeben, ein

Arbeitsstück eingespannt, dann wird erörtert, wie das Ding andrehen – und dann wird wieder von vorne angefangen. Der Tag neigt sich zu Ende; endlich klingelt's Feierabend und somit ist der Tag wieder vorbei. Man hat immer einen Vorwand zu feiern: die Hitze, die Kälte, den Regen und besonders die Feste.«

Seit Bousquet diese Zeilen (in: »Le Japon de nos Jours«) geschrieben hat, ist's noch nicht viel anders geworden. Wenn ich durch die Fabriken ging, sammelte sich hinter mir ein wachsender Haufen Leute an. Der Eintritt des »Ijin« (Fremder, eigenartiger Mann) hatte sie vergessen lassen, daß eine Maschine ihrer wartete. In einem Eisenwerk fand ich die ganze Werkstatt an der Richtplatte plauschend und rauchend auf dem Boden hocken. Sie nahmen von dem mich begleitenden (hohen) Beamten nicht sonderlich Kenntnis; jedenfalls ließen sie sich nicht in ihrer Unterhaltung stören.

Der Industriearbeiter des Westens, der jüngste Sproß eines alten Handwerkergeschlechtes, bildet gedanklich eine Einheit mit seiner Maschine. Sein Berufsstolz, seine Freude am Werk, sein Widerwille gegen Unterbrechung der Arbeit schlagen dem Unternehmer gut zu Buch. Diese Eigenschaften sind bei seinem asiatischen Kollegen noch wenig oder gar nicht entwickelt. Dieser läßt es sich nicht sonderlich angelegen sein, für Reinlichkeit oder geregelten Lauf seiner Maschine zu sorgen. Wenn sich der Blick des Aufsehers von ihm wendet, glaubt er eine günstige Gelegenheit zur Rast gekommen. Daß Arbeit oder Maschine wartet, kann die Ruhe liebende Seele nicht belasten. Ist das häßlich knatternde Ding von einer Maschine närrisch genug, sich in seine einzelnen Teile aufzulösen, ist er ihr deswegen nicht gram. Im Gegenteil. Endlich wieder einmal eine Gelegenheit zum Ausschnafen! Beschwerden begegnet er mit seinem für alle Zwischenfälle des Lebens bereitgehaltenen: »Schikata ga nai!« (Nichts zu machen!) Sollte der Fabrikant kein Verständnis für die alles rechtfertigende Kraft dieser Erwiderung haben, so steht es ihm frei, zu tun was ihm beliebt. Er kann den über das Mißgeschick seelenruhig schmunzelnden Arbeiter zum Teufel jagen, er wird sich keinen Feind machen. Aber er kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß er mit einem anderen keinen Deut besser fährt.

Der kleine braune Mann liebt seine Göttin Natur, er betet sie an; besonders wenn er in der schwülen Fabrikluft keucht, kennt seine Liebe zu ihr keine Grenzen. Inmitten der Arbeit überkommt ihn

zuweilen ein Drang, dem zu widerstehen das Gewissen des Naturbewunderers weder für möglich noch für gut hält. Er nimmt sachte seinen Reistopf und steuert mit leichtem Herzen und großen Hoffnungen hinaus. Die garstige Erinnerung an Fabrikstaub, Ölgestank und Maschinengetöse sucht er zu vergessen am molligen Busen seiner Göttin Natur. Der Zahntag ist eine günstige Gelegenheit für die Befriedigung der Leidenschaft. Mit etwas Geld im Beutel ist es nicht leicht, den Rückweg zur Fabrik zu finden. Über den Verlust des Lohnes grämt er sich nicht sonderlich. Viel braucht er ja nicht; wenn er nur soviel hat, sich Reis kaufen zu können.

Die Bänder, die ihn an seinen Arbeitsplatz schnüren, sind herzlich lose. Weder hält ihn Berufsfreude, noch hoher Lohn oder sonstige Dinge. Die elende Bezahlung und lange Arbeitszeit lassen Gram über den Verlust einer Stellung nicht aufkommen, entwickeln auch nicht das Gefühl der Verantwortlichkeit oder die Arbeitslust. Neigung zur Anhäufung von Spargroschen soll er wenig oder gar nicht haben; selbst der hohe Zins (manchmal 8 v. H.) könne ihn nicht zum Sparen reizen. Das mag alles wahr sein. Mit einem so erbärmlichen Einkommen ist das Sparen eben unmöglich oder es macht keinen Spaß. Diese Tatsache ist übrigens auch in andern Ländern zu bemerken. Der gut bezahlte amerikanische Arbeiter hängt hundertmal fester an seinem Platz als der schlechtbezahlte Süditaliener. Wird aber der Lohn höher, steigt er über den Satz, den der bedürfnislose Sohn Italiens oder der Pußta zum Leben notwendig hält, wächst sein Sparsinn; seine Arbeitslust und der Widerwille gegen Zeitversäumnis nehmen zu, während er daheim einem Blauen nicht abgeneigt war.

Der nämliche Vorgang ist übrigens auch bei den japanischen Arbeitern zu beobachten. Sobald sie durch das Hintertor des Onkel Sam geschlüpft sind, steigen Arbeitseifer und Sparsamkeit merkwürdig schnell – zum größten Verdruß ihrer amerikanischen Klassengenossen. Selbst wenn sie weit weniger als die Hälfte des Lohnes des amerikanischen Arbeiters erhalten – was immer noch ein paar mal mehr ist als daheim – bekommen Arbeitslust und Sparsinn eine unbekannte Stärke. Von den angehäuften Nickelstücken findet der beste Teil seinen Weg über das Stille Weltmeer.

Die Ursachen der Klagen über die japanischen Arbeiter sind zum guten Teil in den niedrigen Löhnen und sonstigen schlechten Arbeitsbedingungen zu suchen.

Wieviel verdient nun eigentlich der japanische Industriearbeiter? Eine umfassende Antwort läßt sich auf diese Frage nicht geben. Die amtlichen Lohnangaben sind noch sehr unvollständig (und sie scheinen nach meinen Erfahrungen zu rosig). Dessenungeachtet sollen sie, mangels eines Besseren, hier benutzt werden.

Im Jahre 1909 betrug der durchschnittliche Taglohn der

Weber, Frauen . . . . .	0,52 Mark
Weber, Männer . . . . .	0,88 Mark
Schneider, japanische Kleidung . . . . .	1,06 Mark
Schneider, europäische Kleidung . . . . .	1,58 Mark
Schuhmacher . . . . .	1,32 Mark
Zimmerleute . . . . .	1,60 Mark
Maurer . . . . .	2,02 Mark
Goldschmiede . . . . .	1,12 Mark
Schreiner . . . . .	1,50 Mark
Schmiede . . . . .	1,34 Mark
Buchdrucker . . . . .	0,98 Mark
Sakébrauer, monatlich . . . . .	31,84 Mark
Dienstmädchen, monatlich . . . . .	5,90 Mark
Hausdiener, monatlich . . . . .	8,72 Mark
Landarbeiter, jährlich . . . . .	86,62 Mark

Es sind hauptsächlich gelernte, also hochbezahlte Leute, die diese Löhne erhalten. Sie sind in der Regel für eine zwölfstündige Arbeit; nur selten sinkt der Arbeitstag auf 10 Stunden, oft wird auch 13, 14 oder gar 15 Stunden geschant. Etwas günstiger sind die im Bergbau Beschäftigten gestellt. Die Hauer arbeiten 8 bis 9 Stunden, die andern Berufe 11. Auch ist ihre Bezahlung besser. Freilich haben sie dafür eine anstrengendere und gefährlichere Tätigkeit.

Nach den Angaben des Bergbauamtes verdienen täglich:

Kohlengräber, Hauer . . . . .	0,68 bis 1,31 Mark
Erzgräber, Hauer . . . . .	1,13 bis 2,23 Mark
Schlepper . . . . .	0,67 bis 1,41 Mark
Schlepperinnen . . . . .	0,27 bis 1,— Mark
Schmelzer . . . . .	0,56 bis 1,07 Mark
Schmelzerinnen . . . . .	0,26 bis 0,71 Mark
Hilfsarbeiter . . . . .	0,56 bis 0,99 Mark
Hilfsarbeiterinnen . . . . .	0,39 bis 0,63 Mark

Die Erbärmlichkeit der Löhne schlägt in die Augen. Sie wird begreiflich zu machen versucht durch die Billigkeit des Lebensunterhaltes. Daß diese eine Mär ist, weiß jeder, der in Japan gelebt hat. Sie ist wohl nur durch Verwechslung des Begriffes Bedürfnislosigkeit mit dem der Billigkeit entstanden.

Japan ist nicht das, was man ein billiges Land nennt. Der Lebensunterhalt ist dort eher teurer als in Deutschland oder Amerika. Wollte dort der weiße Industriearbeiter in seiner gewohnten Weise leben, er hätte die nämlichen, nein noch größere Summen für den Lebensunterhalt auszugeben.

Um wenigstens einigermaßen einen Vergleich der Unterhaltskosten zwischen Japan und europäischen Ländern zu ermöglichen, seien die Preise verschiedener Lebensmittel usw. hier angeführt. Ich erhielt sie von meinem Hauswirt in Tokio, der für seine Speisewirtschaft in größeren Mengen einkauft. Der Arbeiter, der seinen Bedarf täglich und stündlich beim Krämer deckt, hat natürlich höhere Preise zu zahlen und erhält obendrein noch schlechtere Ware. Um Vergleiche zu erleichtern, sind die Angaben in Pfund (500 Gramm) und Mark umgerechnet.

Es kostet in Japan:

1 Pfund Tee . . . . .	0,35 bis 0,50 Mark
1 Pfund Kaffee . . . . .	. . . . . 1,36 Mark
1 Pfund Zucker . . . . .	. . . . . 0,45 Mark
1 Pfund Brot . . . . .	. . . . . 0,16 Mark
1 Pfund Schweinefleisch . . . . .	. . . . . 0,55 Mark
1 Pfund Rindfleisch . . . . .	. . . . . 0,90 Mark
1 Kilo Holzkohlen . . . . .	0,25 bis 0,37 Mark
1 Ei . . . . .	0,05 bis 0,07 Mark
1 Liter Bohnen . . . . .	. . . . . 0,18 Mark
1 Liter Salz . . . . .	. . . . . 0,09 Mark
1 Liter Milch . . . . .	. . . . . 0,45 Mark
100 Liter Reis . . . . .	. . . . . 17,70 Mark

Eine Flasche – etwa  $\frac{6}{10}$  Liter – Bier kostet 70 Pf., eine deutsche Groschenzigarre 50 Pf., ein Fläschchen Apfelwein (japanischer Champagner!) 22 bis 30 Pf., Rasieren 6 bis 12 Pf., ein Bad 6 bis 10 Pf.

Diese Preisliste kann für eine vergleichende Betrachtung der

Kosten der proletarischen Lebenshaltung in Japan und einem anderen Lande nur in beschränktem Maße Dienste leisten. Denn der japanische Arbeiter ißt weder Fleisch noch Zucker noch Brot, noch trinkt er Bier, Milch oder Kaffee. Sein hauptsächlichstes Nahrungsmittel ist der Reis, wozu in günstigen Fällen Fisch kommt, und sein Getränk ist der Tee.

Der Reis, der in Japan erzeugt wird, ist unbestreitbar ausgezeichnet. Nur schade, daß er von vielen Arbeiterfamilien wegen ihres geringen Einkommens nicht gekauft werden kann. Sie sind gezwungen, den billigeren und schlechteren chinesischen oder indischen Reis zu verzehren. Ja, breite Schichten des Volkes wären noch herzlich froh, wenn ihre Mittel den Ankauf dieser minderwertigen Sorten gestattet. Der Inhalt ihres Kochtopfes ist ein Gemisch von billigstem Reis, Bohnenhülsen und Kleie. Man muß aus dem Eßtopf der Kulis gegessen haben, um die Güte des zusammengequirlten Gerichts würdigen zu können. Der weniger arme Feinschmecker übergießt das reizlose Essen mit einer grünlich schimmernden Brühe. Mir kam es immer vor, als ob damit nicht gewürzt, sondern der Geruchsinn hingerichtet werden sollte, denn sie ist für die europäische Nase – von der Zunge gar nicht zu reden – einfach Schwefelsäure.

Der Nährwert des Reises wird allenthalben gepriesen. Ob die Lobredner aus eigenen Erfahrungen zu ihren Schlüssen gekommen sind? Meine Erfahrung gebietet, die Wahrheit dieser Behauptung entschieden zu bestreiten. Es ist unglaublich, welche Mengen da verschlungen werden müssen, um die Schreie des Magens zu stillen. Die ersten Tage, wenn ich die kleinen braunen Männer den unschmackhaften, schwammigen, nur in Wasser gekochten Inhalt einer Anzahl Näpfe in die Speiseröhre stopfen sah, glaubte ich, sie äßen einige Tage auf Vorrat. Zu meinem Erstaunen begannen sie eine Weile später wieder. Das machte mir höllischen Spaß; nur wenn ich die Stillung dieses Appetits zu bezahlen hatte, konnte ich ein unausstehlicher Zuschauer werden.

Für eine Wohnung, das ist ein Zimmer, zahlt der japanische Arbeiter 4 bis 10 Mark monatlich. Man kann die Klausse möbliert oder unmöbliert nennen, es bleibt sich gleich, denn der Hausrat ist auf das denkbarste Mindestmaß beschränkt. Er braucht weder Tisch noch Stühle, weder Sofa noch Betten. Er hat ein kleines, niedriges Tischchen, ein paar Kasten und etwas Küchenschirr. Zum Schlafen

begnügt er sich mit einer Decke, die auf dem Boden ausgebreitet wird. Wie er sich im Winter gegen die Kälte schützt, bleibt ein Rätsel. Die dünnen Bretterwände und Papierscheiben können doch unmöglich den Frost bannen. Einen richtigen Ofen sieht man nirgends im proletarischen Heim. Der kleine (tragbare) Feuerkasten, worauf mit Holzkohlen die Mahlzeit gekocht wird, genügt schwerlich zur Erwärmung des Zimmers.

So kärglich wie Wohnung und Nahrung ist die Kleidung des japanischen Arbeiters. Mit einem Kimono, ein leichter, von den Schultern bis fast an die Knöchel reichender Mantel aus dünnem Gewebe, womöglich noch einem Unterleibchen und einem aus sechs Brettchen zusammengesetzten Paar Trittchen ist sein Bedarf an Kleidung gedeckt. Freilich haben die bessergestellten Arbeiter noch Ersatzstücke; dafür gehen auch viele in einem Gewand, das, wenn man von dem Strohhut und dem Leinewandlappen absieht, der an den Lenden die edlen Teile bedeckt, dem biblischen Adam schon bekannt gewesen ist. Auf den Sonntagsstaat sind sie weniger bedacht, schon aus dem Grunde, weil das Mikadoland den Sonntag nicht kennt.

Wie der Proletarier sein geringes Einkommen einteilt, wie kärglich seine Lebenshaltung ist, zeigt die folgende Haushaltsrechnung. Sie stammt von einer Handwerkerfamilie, die aus Mann, Frau, einer 60jährigen Mutter und zwei Kindern von neun und sieben Jahren besteht. Der Vater, ein sehr fähiger Arbeiter, verdient täglich 1,50 Mark, seine Frau 50 Pf., oder beide zusammen in 30 Tagen – Ruhetage gibt's im sonntaglosen Japan nur einen oder zwei, selten mehr im Monat – 60 Mark. Von diesem Einkommen wurde monatlich ausgegeben für

Miete . . . . .	6,— Mark
Reis . . . . .	16,— Mark
Brennstoff und Öl . . . . .	5,31 Mark
Fisch und Gemüse . . . . .	6,50 Mark
Zucker, Salz, Tee usw. . . . .	3,71 Mark
Getränk und Tabak . . . . .	5,40 Mark
Schulausgaben . . . . .	2,40 Mark
Taschengeld für die Kinder . . . . .	2,40 Mark
Bad, Wasser . . . . .	1,48 Mark
Haarmachen, Rasieren . . . . .	1,04 Mark

Holzschuhe . . . . .	0,96 Mark
Zeitungen . . . . .	0,50 Mark
Papier, Streichhölzer	0,38 Mark
Verschiedenes . . . . .	3,92 Mark
Ersparnis . . . . .	4,— Mark
	<hr/>
	Zusammen 60,— Mark

Der europäische Fabrikarbeiter wird in dieser Haushaltsrechnung die Ausgabenposten für Fleisch, Milch, Gebäck, Unterhaltung und dergleichen vermissen. Solche ›Genußmittel‹ kann sich selbst unser hochbezahlter japanischer Handwerker nicht gestatten. Die Ersparnis von 4 Mark stellt den Rücklagebetrag dar, wovon außergewöhnliche Ausgaben, wie Kurkosten, Kleidung usw. zu bestreiten sind. Die Summe von 6 Mark für Miete mag niedrig erscheinen. Sie ist aber sehr hoch, wenn die Beschaffenheit der Klausel, wofür solche Beträge gezahlt werden, betrachtet wird. Die Wohnung der Familie, wovon diese Rechnung stammt, besteht aus zwei Räumen, der eine mißt sechs, der andere zwei Matten – in Japan wird die Zimmergröße nach Matten, eine etwa 182 × 91 Zentimeter groß, berechnet – oder beide zusammen messen ungefähr 14 Geviertmeter. Demnach hat unser japanischer Familienvater für einen Geviertmeter Zimmerfläche 42 Pf. zu zahlen. Das ist für japanische Verhältnisse wie für die kahlen, aus dünnen Brettern zusammengefügt Behausungen ein riesig hoher Preis, der es verständlich macht, warum sich die ganze Familie auf einem beängstigend kleinen Raum zusammenpreßt.

Diese Haushaltsrechnung wird insofern als mustergültig bezeichnet, als sie das Mindeste dessen darstellt, was eine fünfköpfige Arbeiterfamilie an Nahrungsmitteln unbedingt braucht. Nun sind aber die Leute, die einen regelmäßigen Tagesverdienst von 1,50 Mark haben, selbst unter den gelernten Arbeitern sehr dünn gesät. Wenn schon die asiatische Bedürfnislosigkeit ein Monatseinkommen von 60 Mark für unerlässlich hält, wie leben dann die Arbeiterfamilien, die geringere Einkünfte haben?

Um zu erfahren, wie die schlecht entlohnten Tagelöhner oder die Kulis leben, braucht man bloß die Proletarierbezirke der japanischen Großstädte zu durchwandern. Hier hausen Tausende und Abertausende von menschlichen Wesen in schmutzigen, engen, stinkigen Löchern, nicht wissend, woher eine Handvoll Reis nehmen, womit die



Blöße bedecken. Der japanische Arbeiter im allgemeinen steht in der Bedrängnis allein mit seiner Not. Auf staatliche Hilfe kann er nicht rechnen. Im Falle der Krankheit sucht er, wenn er noch einige Sen hat, beim Quacksalber Linderung, oder er legt sich hin und stirbt ohne ärztliche Pflege in Ergebenheit. Immerhin, er hat doch wenigstens noch eine Stätte, wo er sich niederlegen kann. Aber die Bewohner der Slums müssen jeden Abend auf die Suche nach einer Liegestatt ziehen. Glückliche die, denen das Schicksal noch einige Sen finden ließ, um in einem Zwei-Sen-Haus eine Mahlzeit und einen Schlafplatz für eine Nacht erstehen zu können. In diesen Herbergen pressen sich die mit schmutzigen Fetzen bedeckten Parias auf dem harten Boden eng aneinander, um nicht zu erfrieren.

Die einzigen Glücklichen in diesem Elend sind die Wucherer. Sie verstehen es meisterhaft, aus der Not der Ärmsten noch Münze zu schlagen. Das Hab und Gut, das die armen Teufel noch besitzen mögen, wird, obwohl es anderwärts für den Schutthaufen zu schlecht wäre, von den Wucherern als Pfand für ein paar Sen angenommen. Die riesig hohen Leihgebühren können die Hungrigen nicht abschrecken, denn der Pfandleiher ist ihr einziger Retter in der höchsten Not. Die Allgemeinheit des Elends sowie die vielfache Unmöglichkeit, die versetzten Gegenstände wieder einzulösen, sichern den Wucherern steigenden Reichtum.

Die von Geld und Gut ganz Entblößten betteln in den Speisehäusern, Krankenanstalten und Kasernen um Speiseabfälle. Zumeist ohne Erfolg. Der Hunger zwingt die unglücklichen Stiefkinder des Schicksals, Mülleimer zu durchwühlen. Fischköpfe, Brotrinden, Knochen, kurzum alles, was zur Stillung des Hungers halbwegs geeignet ist, wird eiligst gesammelt und verschlungen. Die Straßenhunde in Konstantinopel können es nicht erbärmlicher haben. Das Elend der Slums der Großstädte in Europa und Amerika ist sicherlich grauenhaft, aber es verblaßt, es scheint erträglich zu werden, wenn man durch die Tokioer Armenviertel wandert. Wer einen Ort eine Hölle für Proletarier taufen will, sollte sich erst die Elendsstätten Japans ansehen.

## Von der japanischen Arbeiterbewegung

Um es gleich zu sagen: Von einer Arbeiterbewegung habe ich im Reiche des Gottsohnes Mikado nichts gefunden. Überall habe ich danach geforscht: auf den Straßen, in den Fabriken, bei Arbeitern, Bekannten und Fabrikanten, immer ist mir mit Kopfschütteln oder lustigen Geschichten aus längst vergangenen Tagen geantwortet worden. Das kam mir sehr merkwürdig vor.

Über die japanische Arbeiterbewegung hatte ich schöne Berichte gelesen; durch die Arbeiterpresse Amerikas lief fast jede Woche ein Artikel über die Kämpfe der japanischen Gewerkschaften. Und an Ort und Stelle fand ich von alledem nichts, aber auch rein gar nichts! Über dieses Nichts wunderte ich mich nicht wenig, jedoch nur kurze Zeit. Je mehr ich die Verhältnisse des Feudalstaates von gestern kennenlernte, je weiter ich in seine Industrie eindrang, je schärfer ich die geistige Beschaffenheit des arbeitenden Volkes beobachtete, desto mehr wurde ich inne, daß es in Japan eine Arbeiterbewegung überhaupt noch nicht geben kann. Dort kann es wohl Strohfeuer geben, können Hungerausbrüche plötzlich entstehen, aber für eine klassenbewußte Bewegung des Proletariats fehlen noch so ziemlich alle Vorbedingungen.

Aber, höre ich sagen, wie konnten denn dann so ermutigende Berichte geschrieben werden? Diese Frage habe auch ich mir oft vorgelegt. Den Verfassern muß es schon bei der Darstellung der Industrieverhältnisse Japans so gegangen sein wie den Indianern am Mississippi bei der Beurteilung der Dampfboote. Wie diese die Stärke und Gefährlichkeit der Dampfer nach der Masse und Schwärze des Qualms schätzten, der dem Schlote entwich, so scheinen jene die Größe der japanischen Industrie nach der Menge und Beschaffenheit des Ausflusses der Fabrikschornsteine beurteilt zu haben. Hätten die Berichtschreiber die japanischen Fabriken mit den Augen des Fachmannes gesehen, wüßten sie, was für die Wettbewerbsfähigkeit einer Industrie nötig ist, ihre Artikel wären vielleicht ungeschrieben geblieben. Und wüßten sie, daß neben qualmenden Fabrikschornsteinen, schwarzem Elend und einer Million hungernder Industrieproletarier noch eine Anzahl Vorbedingungen erfüllt sein müssen, ehe es zu einer klassenbewußten Arbeiterbewegung kommen kann, so hätte sie eine oberflächliche Betrachtung der japanischen Verhält-

nisse gelehrt, daß heute eine sozialistische und gewerkschaftliche Organisation in dem Asiatenstaat noch unmöglich ist, es sei denn, sie sei ein helles Wunder.

Ein in Europa als Sozialist wohlbekannter Japaner gab mir, als ich von ihm schied, unter anderm folgende Zeilen mit: ›Es muß schon vor dem chinesisch-japanischen Kriege in Japan einige Sozialisten gegeben haben; aber eine wirkliche sozialistische Bewegung in irgend einer Form gab es niemals vor Beendigung dieses Kriege. Es war am 20. Mai 1901, als sechs Sozialisten eine sozialistische Partei gründeten in der stillen Hoffnung, den Anschluß der Gewerkschaft der Lokomotivführer gleich nach der Gründung (der Partei) zu erleben.‹ Aus diesem Anschluß wurde es aber nichts, weil von dieser Gewerkschaft bald nichts mehr da war.

Es wurde dann versucht, die Arbeiterschaft im allgemeinen für die neue Partei zu gewinnen. Auch ohne jeden Erfolg. Die Kräfte der paar Leute mußten für die Erhaltung der Zeitung oder, wenn eine dahingesiecht, für die Schaffung einer neuen eingesetzt werden.

Sozialistische ›Parteien‹ sind oft gegründet worden. Beim Durchblättern der Zeitungen stößt man wiederholt auf Mitteilungen, die eine neue ›Partei‹ anzeigen. Das letzte (?) Mal wurde eine von zwei Mann (am 21. Dezember 1908) gegründet. Daß das Wort Partei in Japan einen weniger eindrucksvollen Sinn hat als anderswo, läßt schon die Zahl der Gründer erkennen. Das nämliche gilt von den Kongressen. Sieht man von den ›Gründungskongressen‹ ab, so fanden im ganzen noch drei statt. Der erste ›Kongreß‹, der zur Zeit der Ausstellung in Osaka (am 5. und 6. April 1903) tagte, war eine Veranstaltung für Werbezwecke. Als nächster (?) ›Kongreß‹ tagten 25 Mann in dem Zimmer des ›radikalen‹ Genossen N., um den Kameraden K. auszuschließen. Aus was K. ausgeschlossen wurde, wird leider nicht gesagt. Wenn ich die krausen Berichte recht verstanden habe, dann hat auch die weniger ›radikale‹ Seite einen ›Kongreß‹ gegen die Ausschließer abgehalten. Der Streit in der ein paar Köpfe zählenden ›Partei‹ hatte einen ›anarchistischen‹ und ›sozialistischen‹ Flügel als Folge. Diesen Zustand braucht niemand zu beweinen, denn die ›Parteien‹ sind ein zufälliges Zusammentreffen mehrerer Leute, über deren politische Meinung oder Berechtigung zur Teilnahme sich kein Mensch Sorgen macht. Das gleiche gilt von den Kongressen. Hinter keinem stand noch steht eine Organisation, aus dem einfachen Grunde, weil es keine gibt.

Übrigens wird das Gesagte auch von dem erwähnten japanischen Genossen bestätigt: »Die Sozialisten dieses Landes haben keine Parteiorganisation, keine andere Verbindung, als es das (inzwischen eingegangene Monats-) Blatt darstellt. Aber wir (müssen) haben eine lose Organisation in Tokio, (denn) es gibt 170 Leute, die von der Polizei bei gewissen Gelegenheiten überwacht werden. Jetzt haben wir eine geschlossene Vereinigung von ein paar Sozialisten . . . In der nächsten Zeit ist die Verbreitung von Flugblättern geplant.«

Nun ist das Fehlen einer Organisation für die Stärke einer sozialistischen Bewegung allein nicht maßgebend. Die sozialistische Überzeugung hat Bindekraft genug, die Arbeiter, wenn äußere Umstände den festen Zusammenschluß in eine Organisation verbieten, in eine Kampfgenossenschaft zu bringen und darin zu halten, jedoch dies nur dann, wenn die Glieder der Gemeinschaft überzeugte, einheitlich denkende und ebenso handelnde Genossen sind. Aber wieviel Personen sind denn in Japan eigentlich überzeugte Sozialdemokraten?

Die Leute, die mir in Japan als Genossen vorgestellt wurden, sprachen viel krauses Zeug; sie hätten anderswo als Tolstoianer, Krapotkinisten, in Amerika als »Single-Taxer« (Anhänger Henry Georges) gelten können, aber nicht als Sozialdemokraten. Von einer sozialistischen Organisation wußte keiner etwas, noch kannte einer jemand, der einer wie immer gearteten angehört hatte.

Nun wird besonders viel über Gewerkschaften und Streiks in Japan berichtet. Nur zwei Berufsvereinigungen konnte ich nach langem Suchen finden. Seit Oktober 1908 gibt es in Tokio und seit 1911 in Yokohama je eine Gewerkschaft der Schriftsetzer der fremdsprachigen Zeitungen, die zusammen etwas über 300 Mitglieder haben sollen. Es ist dies der »erste erfolgreiche Versuch, eine Verständigung zwischen Arbeitern und Unternehmern herbeizuführen.«

Im Jahre 1912 kam zwischen den organisierten Setzern und den Druckereibesitzern ein Abkommen zustande, wonach bloß Gewerkschaftsmitglieder eingestellt werden sollen und die Unternehmer versprechen, für jeden entlassenen Setzer, der bei ihnen mindestens 3 Jahre tätig war, einen Betrag von 20 Sen (= 40 Pf.) monatlich zu zahlen. Andererseits verspricht die Gewerkschaft, jeder neuen Setzerei für die erste Zeit genügend Leute zu besorgen.

Diese paar Sätze werden für den sozialistischen Gewerkschaftsmann zur Beurteilung des Geistes dieser beiden Vereinigungen

genügen. Immerhin, sie können als Ansätze einer Gewerkschaftsbewegung betrachtet werden. Nun sollen noch vereinzelt berufliche Vereinigungen, wenn auch keine neuzeitlichen, bei den Bergleuten, Holzsägern usw. bestehen. Alle meine Bemühungen, etwas mehr als unbestimmte Redensarten über sie zu erhalten, waren erfolglos. Ist das wenige, was ich von ihnen erfahren habe, richtig, dann sind es liegengebliebene Eierschalen der feudalen Zunftzeit, die in der Hauptsache der Pflege des Kastengeistes zwischen Herren und Knechten dienen.

Sicherlich hat es nach dem Kriege mit China einige Gewerkschaften, oder was man in Japan so nennt, gegeben. Im Jahre 1897 kam unter Führung eines Sozialisten ein Zusammenschluß der Eisenarbeiter in Tokio, Jokohama und Jokosuka zustande. Er ging jedoch bald wieder in die Brüche, ohne eine Spur zu hinterlassen. Ein bißchen mehr Glück war der ein Jahr später sich bildenden Vereinigung der Führer und Heizer der Nipponbahn beschieden. Sie reichte gleich nach ihrer Gründung Forderungen ein und erhielt sie teilweise bewilligt. Kurz danach ging die mit vielen Hoffnungen geborene Organisation den Weg allen Fleisches. Dessenungeachtet zählt sie heute noch zu dem ehernen Bestand der Berichte über die japanische Gewerkschaftsbewegung, und es werden ihr ein paarmal mehr Mitglieder angedichtet, als es jemals Heizer und Führer in ganz Japan gegeben hat. Unnötig zu sagen, daß sie niemals das war, was man in Europa eine klassenbewußte Gewerkschaft nennt.

In dem »großen Streikjahr« 1907, »besonders denkwürdig durch die über das ganze Land greifende Ausstandsbewegung«, fanden 18 Streiks statt. Meistens wurde Lohnerhöhung gefordert. In zwei Fällen mit 900 Beteiligten konnte ein kleiner Erfolg gebucht werden. Ein besserer Ausgang war nicht zu erwarten, weil es überall an einer Organisation und Kasse gebrach.

Nachgerade alle Berichte über die Gewerkschaften in Japan knüpfen an die Bewegungen der Zeit kurz nach dem Kriege mit China an und leiten davon gute Aussichten ab. Die einen wie die andern beruhen auf nebelhaftem Grunde:

Der Friedensschluß mit China war ein neuer Zeitabschnitt für die Industrie des Landes der aufgehenden Sonne. Eine Gründerzeit brach an. Das Gold der Kriegsschädigung floß schnell ins Volk. Sein Sieg hatte den kleinen braunen Mann in einen Freudenrausch

gebracht und seinen ohnehin scheußlichen Nationalstolz noch mehr gebläht. Das Ziel seines Ehrgeizes, das England des Ostens zu werden, stand glänzender, lockender, leichter erreichbar denn je vor ihm. Der chinesische Goldstrom gestattete eine aussichtsreiche Verfolgung seiner Pläne. An die Verstärkung der Militärrüstung konnte mit größerem Eifer gegangen werden. Neue Fabriken wurden gebaut, alte vergrößert; die Staatskasse wirtschaftete aus dem Vollen, die Unternehmer buchten guten Gewinn. Hie und da fiel auch etwas für die Arbeiter ab, das heißt, sie erhielten einige Sen mehr Lohn, um sie bei der Arbeit zu halten. Der gute Geschäftsgang hieß Unternehmertum und Regierung die eiserne Faust hinter dem Rücken halten. Beide in goldiger Wonne, wie hätten sie da mürrisch sein können? Die Gründerzeit brachte mehr Arbeitsplätze; die Nachfrage nach »Händen« stieg. Die Gunst der Gelegenheit nahmen manche Belegschaften wahr. Sie forderten bessere Entlohnung und erhielten sie mitunter auch. Mit der günstigen Gelegenheit stieg der Mut der Proletarier. Es kam – wie bei den Eisenarbeitern in Tokio, Jokohama und Jokosuka, dann bei den Maschinisten der Nipponbahn – zu mehr oder weniger losen Zusammenschlüssen.

Die Gründerzeit nahm jählings ein Ende. Damit war es mit dem freieren Luftzug für die Arbeiter vorbei. Viele Gründungen verkrachten, Arbeiterentlassungen mehrten sich und in noch viel höherem Maße die Rücksichtslosigkeit der Unternehmer und der Regierung gegen die Arbeiter. Die paar losen Vereinigungen der Ausgebeuteten waren schon vor dem ersten Windstoß zerfallen. Der vereinten Macht des Feindes gegenüber waren und sind die unorganisierten, mittellosen, ratlosen Proletarier vollständig machtlos. Sie beugen sich weiter dem Druck in der Ergebenheit, die ihrer Rasse eigen ist. Ist das Maß des Elendes voll, dann ist ein Hungerstreik da oder gar eine Empörung, wie in Aschio und Beschi, wo sich die Soldateska neuen Lorbeer holte.

An dem trostlosen Stand der Dinge sind natürlich die paar Sozialisten unschuldig. Sie haben unmenschlich für ihre Überzeugung gearbeitet. Und selbst wenn sie die Anstrengungen vertausendfacht hätten, sie hätten nennenswerte Erfolge nicht erzielen können, weil im Reiche des Mikado die Vorbedingungen für eine klassenbewußte Arbeiterbewegung noch nicht erfüllt sind. Auf einer geistigen und wirtschaftlichen Grundlage, wie es das heutige Japan ist, kann wohl,

wenn sonst die Umstände günstig sind, einmal ein rotes Strohfeuer auflodern, aber nicht der sozialistische Same fruchtbringend sprießen. Selbst wenn die Eigenschaften der breiten Volksmasse günstiger und auch der politische Boden dem proletarischen Fuß Halt und freie Bewegung gäbe, könnte eine klassenbewußte Bewegung heute nicht gedeihen, weil ihr Träger, das industrielle Proletariat, geistig wie zahlenmäßig noch zu unentwickelt ist. Ohne ein bis zu einem gewissen Grade entwickeltes Industrieproletariat aber ist eine klassenbewußte Arbeiterbewegung undenkbar. Wie steht es nun mit diesem?

In der japanischen Industrie sind insgesamt 1 057 351 Personen beschäftigt, und zwar in der eigentlichen Industrie 692 221, im Bergbau 235 809 und in den Staatsbetrieben 129 321. Nach einer amtlichen Ermittlung vom Jahre 1909, die sich auf die 10 502 Betriebe mit über 10 Beschäftigten erstreckte, besteht die Arbeiterschaft aus 37 v. H. Männern und 63 v. H. Frauen. Für die Gesamtheit der Industrie wird der Anteil der Frauen etwa 65 v. H. sein. Die Arbeiterinnen scheiden für die Betrachtung über die Möglichkeit einer klassenbewußten Arbeiterbewegung von vornherein aus, selbst wenn sie alle erwachsen wären. Denn die japanische Frau von heute, deren Wille und Selbständigkeit durch eine jahrtausendlange Erziehung verkrüppelt, vernichtet worden sind, kann für eine proletarische Kampfgemeinschaft als fördernde Kraft nicht in Frage kommen. So bleiben noch etwa 350 000 Männer. Davon sind mindestens 100 000 Jugendliche, zumeist schulpflichtige Knaben, die hier ebenfalls ausgeschieden werden müssen. Der Rest von 250 000 könnte nur als Träger der Bewegung in Frage kommen. Was aber will dieses Häuflein bedeuten gegenüber der Masse der Feinde, gegenüber den vielen Millionen stockkonservativer Bauern?

Aber die Schwäche der Industriearbeiterschaft vermehrt sich noch, wenn Gefühle und Geist betrachtet werden. Die Industriearbeiter lagen gestern noch auf der Scholle. Mit dem Wechsel des Arbeitsplatzes wechseln nicht gleich die Hirnzellen. Unterwürfigkeit, tiefe Achtung vor der Obrigkeit, Aberglaube und scheußlicher Mordspatriotismus beherrschen noch den Geist. Da, wo Einbildungskraft ist, träumt sie von Heldentaten und Waffenruhm. Die 40 Ronin (fahrende Ritter), die sich für ihren (Feudal-) Herrn ohne Zaudern den Bauch aufschlitzten, stehen tief im Volksgeist als lebensvolle Ideale

patriotischer Tugend. Die Schulzeit ist gerade lang genug, die göttliche Abstammung des Mikado und das höchste Gebot, die Verehrung dieses Gottsohnes, einzuprägen sowie den Nationalstolz zu überzüchten. Derartig beschaffene Menschen sind unfähig, sozialistisch zu denken. Aus der Schule werden kaum Schriftzeichen genug mitgebracht für die alltäglichen Begriffe eines einfältigen Geistes, geschweige für rein gedankliche, die notwendig sind, den Sozialismus zu verstehen.

Neben der Schwierigkeit, sich der Masse geistig zu nähern, hat der sozialistische Werber noch in der Rücksichtslosigkeit der Polizei ein schweres Hindernis. Hätten die armen Teufel von Industriesklaven Mut, Geist und Kraft genug zu einem Versuch, gegen ihre Widersacher aufzubegehren, die Polizeifaust würde sie unbarmherzig zerschmettern. Die straff organisierte und dem Unternehmertum vollständig ergebene Polizei ist imstande, jede Regung des Proletariats zu beobachten und, wenn nötig, zu unterdrücken. Der Arbeiter, der seinen Unterdrückern entgegenzutreten wagte, müßte Hungers sterben. Gegen eine reaktionäre Macht von diesem Schlage kann nur ein an Verstand, Kraft, Klassenbewußtsein und Zahl viel, viel stärkeres Proletariat erfolgreich ankämpfen.

Das Proletariat hat keinerlei politische Rechte. Ihm fehlt somit der äußere Antrieb zu politischem Denken wie auch die Gelegenheit der politischen Betätigung. Das Wahlrecht ist an die Zahlung einer direkten Steuer von 10 Jen (= 20 Mark) gebunden. Daß herzlich wenig Arbeiter diese Bedingung erfüllen, läßt schon die geringe Zahl der Wahlberechtigten – 1908: 1 582 676 oder 32,93 auf das Tausend der Bevölkerung – erkennen. Auch wenn es gelänge, einen unabhängigen Arbeiterkandidaten aufzustellen, würde die Öffentlichkeit der Stimmenabgabe verhindern, daß er Stimmen sammelte.

Von den 379 Mitgliedern des Unterhauses gehören 209 der Sejukai-Partei, 87 den Nationalisten, 52 dem Zentralklub an und 31 nennen sich unabhängig. Der Versuch, das Programm dieser Richtungen zu ergründen, führt zu keinem Ziel. Eine festumrissene Anschauung hat keine, noch ist bei ihren Angehörigen die Parteitreu sonderlich hoch entwickelt. Nebensächlichkeiten genügen zum Verlassen der PartEIFahne. Die Stellung der Abgeordneten wird bestimmt durch Anhänglichkeit an einen Führer und dann vor allem durch die Vergünstigungen, die ihrer Person oder ihrem Wahlkreis



gewährt oder doch versprochen werden. In der japanischen Presse sind die Berichte über die Gesinnungslumperei und Bestechlichkeit der Herren Volksvertreter zwar nicht mehr so häufig wie früher, aber deren Ruf läßt noch immer viel zu wünschen übrig.

Von einer solchen Volksvertretung sind natürlich arbeiterfreundliche Maßnahmen nicht zu erwarten. Zwar hat sie im März 1911 ein Fabrikgesetz zustande gebracht, das Arbeiterschutz enthalten soll. Worin der besteht, ist unerfindlich. Streng genommen ist das Parlament, selbst wenn es ehrlich wollte, auch gar nicht imstande, Nennenswertes für die Ausgebeuteten zu tun, da seine Machtbefugnisse beschränkt sind. Über ihm steht der »Rat der Ältern«, jenes aus drei bis fünf Günstlingen des Hofes gebildete, noch aus der verfassungslosen Feudalzeit stammende Kollegium, das in allen wichtigeren Staatsangelegenheiten das erste wie das letzte Wort redet. Diese feudale Sippe, die kein verfassungsrechtliches Dasein hat, ist niemand als dem Thron verantwortlich.

Nach alledem ist es einigermaßen begreiflich, warum es in dem asiatischen Staat keine Arbeiterbewegung gibt, noch eine geben kann. Die Frage nach der Beschaffenheit der proletarischen Kampfgenossenschaft ist hier die Frage nach dem Stand der Industrie. Von der Entwicklung dieser ist die der andern in erster Linie abhängig. Ohne Zweifel hat das wirtschaftliche Leben Japans einen tüchtigen Aufschwung genommen. Die Zahl der Fabriken ist von Null auf Tausende gestiegen, aus dem Häuflein Kleinhandwerker ist eine nach Hunderttausenden zählende Fabrikarbeitschaft geworden und der Handel hat sich eine geachtete Stellung verschafft. Indes, Handel und Industrie, das wirtschaftliche Leben, ist noch im Anfang seiner Entwicklung, wie alle gesellschaftlichen Einrichtungen des neuen Staates überhaupt. Sie ist noch nicht weit genug gediehen, und die Zeit war noch zu kurz, ein Proletariat zu schaffen, wie es die klassenbewußte Arbeiterbewegung bedingt.

## Zwischen Osaka und Nagasaki

Da es zwischen Osaka und Nagasaki besondere Gelegenheiten zum Erforschen der Industrieverhältnisse nicht gab, konnte ich auf dem Wege den Neigungen des proletarischen Weltbummlers folgen. Ein

paar Stunden fuhr ich mit der Bahn, ein paar Tage wanderte ich landeinwärts, durch niedliche Dörfer und prächtige Landschaften. Die bewegtesten und lustigsten Viertelstunden waren immer die zwischen der Ankunft in einem Ort und dem Schlafengehen.

Die japanischen Bauern müssen eine eigene Art drahtloser Telegraphie haben, denn wo ich auch hinkam, erwartete mich die Ortsbevölkerung an den ersten Häusern oder kam mir entgegenzulaufen. Somit wußte sie schon von der Ankunft des Fremdlings. Ich wurde mit artigem Gemurmel begrüßt. Hier und da traten Männer ganz dicht an mich heran, um ihren Körperwuchs mit meinem zu vergleichen. Nachdem die Förmlichkeiten des Empfanges erledigt waren, ging's gemeinsam ins Dorf. Die Frauen mit den Kindern auf dem Rücken stelzten hinterher, die Männer hielten sich zu beiden Seiten, die Jugend rannte voraus. Die Leutchen wußten, was ich brauchte. Dort, wo die Vorläufer halt machten, war bestimmt die Herberge, und sicherlich nicht die schlechteste des Ortes. Der Wirt zeigte sich unterrichtet. Er empfing mich mit seiner Hausgenossenschaft kniend an der Türöffnung. Die Frauen waren mir beim Abziehen der Schuhe behilflich. Dann machten sie sich an die Zubereitung des Abendmahles, währenddessen führte mich der Herr ins Bad. Selbstverständlich hielt die Ortsbevölkerung draußen treu Wacht. Was nicht mit ins Badezimmer konnte, lugte durch die Löcher der Papierscheiben. Daß die japanischen Frauen nur ein wenig neugieriger sind als die europäischen, ist wohl schon weiter oben gesagt worden.

Europäische Speisen zu fordern, wäre zwecklos gewesen. Manchmal waren Eier zu erlangen, Zucker und Büchsenmilch trug ich bei mir; Messer und Gabel zu suchen, war nicht notwendig, weil ich das eine in der Tasche, das andere am Knopfloch stecken hatte. Nach dem Abendbrot wurden Türen und Wände zugeschoben, was die noch immer draußen harrende Dorfgenossenschaft ganz richtig als Einladung zum Heimgehen deutete. Die Frauen des Hauses breiteten die Schlafdecke aus, knieten dann nieder, um mir gute Nacht zu wünschen. Lächelnd schlüpfen sie hinaus und schlossen die Schiebetür. Endlich allein – mit vielen Zwicktieren. Am andern Morgen geleiteten mich die lieben Menschen bis ans Ende des Dorfes.

Mit jedem Streifzug lernte ich das naturprächtige Inselreich und seine gastfreundlichen Bewohner besser kennen, wurde ich mehr und mehr inne, daß auch dieses Volkes Sitten und Einrichtungen nicht

unvorteilhafter sind als die anderer Völker, sondern bloß anders. Man muß nur streben, sie zu verstehen, und man wird sie wertschätzen lernen.

Gastfreundschaft wie Freigebigkeit habe ich bei den unteren Volksschichten Japans allenthalben gefunden. In kleinen Häusern wohnen große Menschen! Ihre schönen Tugenden betätigten die Eingeborenen auch im Eisenbahnzug. In der ersten Wagenklasse zu reisen, die von Europäern benützt wird, oder in der zweiten, die wohlhabende Japaner und Offiziere wählen, ließ mein Forscherdrang nur selten zu. Ich fühlte mich in der dritten Klasse gut aufgehoben, und das Reisen darin war sehr kurzweilig. Von Belästigungen oder weissenfeindlichen Handlungen war nichts zu merken. Die Verfasser von Reisehandbüchern mögen davon Kenntnis nehmen. Kaum hatte ich mich auf die Bänkchen gesetzt, die einen glauben machen, man sei ins Kinderabteil geraten, fühlte ich alle Blicke auf mich gerichtet. ›Ijin! Ijin!‹ schienen alle Lippen zu flüstern. Wie der Riese im Reiche der Liliputaner kam ich mir vor, wenn die kleinen Kerle herauflangten, um meiner Pfeife Feuer zu geben.

So leidenschaftlich wie im Haus rauchen die Japaner, Männer und Frauen, auch im Eisenbahnzug. Die metallenen Pfeifen tragen sie am Gurt in einer langen schmalen Tasche, die schon mancher Fremde für eine Säbel- oder Dolchscheide gehalten hat. Kaum haben sie die Unterbeine unter ihr Sitzteil gelegt, stopfen sie das rötlichem Pferdehaar gleichende Unkraut in die winzigen Köpfchen, ziehen drei-, vier-, fünfmal den beißenden Qualm durch die Lungen, klopfen es aus und stopfen es gleich wieder. Eine ganz angenehme Kurzweil auf der Reise.

Die Bahnangestellten wie die schlichten Reisenden lassen es an Zuverlässigkeit nicht fehlen. Die Wagen sind zwar immer gesteckt voll, aber ein Plätzchen wird dem Fremdling gleich gemacht. Noch ehe der Rauchkloben qualmfertig ist, werden einem auch schon von rechts und links Streichhölzer angeboten; wischt man sich den Schweiß ab, fühlt man kühle Luft vom Fächer der Nachbarn kommen; wirft man fragende Blicke auf die draußen am Wagenfenster vorbeiziehende Welt, versuchen die Reisegefährten durch Laute und Gebärden Auskunft zu geben. Ist gar einer vorhanden, der einige Worte einer europäischen Sprache sein eigen nennt, hat man einen unermüdlichen Auskunftgeber und einen noch viel unermüdlicheren

Fragen an der Seite. Er erbiertet sich sofort, den Führer, ganz gleich wohin und wofür, zu machen. Eine solch prächtige Gelegenheit, die Kenntnisse zu erweitern und den Landsleuten kundzutun, welch mächtiger Sprachgelehrter man ist, kommt nicht alle Tage.

Die Anbahnung der Bekanntschaft geschieht nach den Regeln des Gentleman. Das braune Herrchen entnimmt einem sorgfältig gefalteten Lappen, den er zwischen Brustfell und Kimono verstaut trägt, ein zierliches Kärtchen, malt in lateinischen Buchstaben seinen Namen drauf und überreicht es mit artiger Verbeugung. Der Austausch der Karten ist kaum geschehen, da rollt auch schon ein Sturzbach von Fragen heran: Wie alt sind Sie? – Wie gefällt Ihnen Japan? – Wieviel Jungen haben Sie? – Wo ist Ihr Vater? – Lebt Ihre Frau noch? – Auf die letzte Frage antwortete ich einmal: »Meine Frau? Längst tot!« Flugs berichtete der neue Bekannte der um uns stehenden Reisegesellschaft in Englisch, obwohl es sicherlich kein anderer der Reisenden verstand: »His wife sleeps down stairs!« (»Seine Frau schläft unten, an der Treppe!«) Diesen betrübenden Fall nahmen sich die braunen Gefährten mehr zu Herzen als ich selbst. Ihr Mundwerk verzog sich, als ob ein Liter Essig durchgegangen wäre; ihre Gesichter nahmen den Ausdruck des tiefsten Bedauerns an, dann bissen sie sich auf den linken Zeigefinger und schnalzten dabei ein wenig mit der Zunge, was wie ein starker Seufzer klang. Gleich danach schlug die Traurigkeit in ruhige Heiterkeit um. Offenbar strebten sie, meine Gedanken so schicklich, wie es die Traurigkeit eines solchen Falles erheischt, von dem unglücklichen Schicksal meiner Frau abzulenken. Ich dankte mit Verneigungen für ihr Beileid.

Die Liebenswürdigkeit der schlichten Eingeborenen hatte mich vergessen lassen, daß ich in einem asiatischen Polizeistaat war. In Schimonoseki wurde ich wieder unsanft daran erinnert. Auf dem Wege vom Zug zum Fährboot, das mich über die Meereseenge nach Modschi bringen sollte, folgte mir eine in ein europäisches Gewand gehängte Gestalt. Kaum im Boot, kam sie näher und raunte mir fragend in schlechter englischer Aussprache meinen Namen zu. Woher wußte der Kerl, wie ich hieß? Nun erst nahm ich ihn aufs Korn. Er wiederholte die Frage. Ich bedeutete ihm, sich rückwärts zu drücken. Statt dessen stellte er sich hinter meinem Sitz auf. In Modschi gesellte sich noch ein anderer in japanischer Tracht zu ihm. Bei der Besichtigung der Kohlenverladestelle – die größte im fernen Osten;

20000 Kulis sind dort beschäftigt – folgten die beiden Schatten; beim Einkauf von Postkarten standen sie dicht dabei, dem Verkäufer unverständliche Worte zumurmeln; beim Eintritt in ein Gasthaus benachrichtigten sie den Besitzer. Dieser kam mit dem Fremdenbuch an und fragte: »Wie heißen Sie?«

»Ich habe ein Frühstück bestellt!« bedeutete ich dem Frager.

»Wie ist Ihr Name?« wiederholte er.

»Ich möchte das Bad bald haben.«

»Wohin reisen Sie?« – Da er mir das Fremdenbuch immer wieder in die Hand drängen wollte, feuerte ich's durchs Fenster. Draußen hob es einer von den Polizeihunden auf. Hier war kein Bleiben mehr. So steuerte ich denn dem Bahnhof zu. Wo ich auch anhielt, sprachen die Verfolger befehlend auf die Leute ein. Am Bahnhof dasselbe Spiel. Der Beamte fragt, wie ich heiße, wohin ich gehe usw., und er scheint die Beförderung meines Gepäcks von der Beantwortung der Fragen abhängig machen zu wollen. Das fehlte noch. Ich mache Anstalt, mich mit ihm im Boxen zu üben. Erst dadurch wird er zur Annahme des Gepäcks geneigt.

Einen Polizisten im Rücken, einen auf der andern Seite des Gleises, stelte ich den Zug entlang. Wenn ich jetzt einen von den Eseln gehabt hätte, die über japanische Freiheit schwafeln, ich hätte ihm, beim Teufel, die Gurgel zgedrückt. Nun sollte ich in einer solchen Begleitung vielleicht gar noch die neun Stunden bis Nagasaki fahren! Ich laufe die Wagenreihe entlang, Auslug nach einem Reisegefährten, nach einem Kulturmenschen haltend. Traue ich meinen Augen? Wahrhaftig, dort sitzt einer! Ich stürme in den Wagen, beutele in freudiger Entzückung über den Fund den Reisenden an beiden Schultern, daß sein Zopf nur so herumfliegt: »Chinamann! Kulturmensch! Wie kommst du hierher?« Von dem Schreck über den plötzlichen Überfall erholte er sich gleich wieder. Freundlich lacht das offene Gesicht: »Jiuh America?« Wahrhaftig, er spricht sogar englisch. Das hatte er in St. Franzisko gelernt. Aus seinen weiten Hosen zieht er Feuerzeug, dann Zigaretten und bietet mir beides an. Ich glaubte es seiner Freundlichkeit schuldig zu sein, das Angebot nicht ausschlagen zu dürfen. Gleiches mit Gleichem vergeltend, kaufte ich ihm auf einer Haltestelle ein Kistchen mit Reis. Er schob es heimlich die Bank hinunter. Ich händigte es ihm wieder ein. Er schüttelte den Kopf: »Nihon meschi no gutt!« Was, den Reis der kaiserlich japani-

schen Bahnverwaltung verschmähte der Sohn des Reiches der Mitte! Mußte der verwöhnt sein! Oder hatte er, wie ich, schlechte Erfahrung mit dem Futter gemacht? Womöglich ein Leidenskollege. In Toeu trennte sich der Freund einiger Stunden von mir. Noch lange blickte ich der zutraulich grinsenden Gestalt nach.

Endlich in Nagasaki! Sein Hafen war in der Feudalzeit der einzige, und oft und lange Zeit ein schwer gangbarer Engpaß für die westliche Zivilisation. Heute reitet sie mächtiger denn je auf Ozeandampfern durch ihn hinein ins Mikadoreich. Ganz natürlich, daß hier das alte und das neue Zeitalter eng zusammengedrängt sind. Lebt in den schmalen Gäßchen und kleinen Häusern Nagasakis ein gutes Stück des feudalen Zeitalters sein Leben noch gemächlich weiter, so hämmert und poltert das industrielle Zeitalter jenseits des schmalen Hafenwassers um so lauter. Dem Städtchen gegenüber liegt die größte Schiffswerft des Landes, wo der braune Techniker eifrig bemüht ist, es seinen Lehrmeistern gleichzutun, wenn sie nicht gar zu übertreffen.

Bis zur Abfahrt blieben noch zehn Tage, die zur Besichtigung der Kohlenbergwerke auf Takaschima und der Werft als auch für die Durchstreifung der Landschaft mit der Kamera verwendet werden sollten. Mit dem Photographieren wurde es leider nichts. Die Polizei lugt scharf nach Leuten mit Knippsmaschinen. Das Photographieren ist der Festungswerke halber streng untersagt. Der Platzkommandant soll hie und da eine Ausnahme gestatten. Mein Mittelsmann lief zwei Nachmittage zwischen Kommandantur und Polizeihauptmannschaft hin und her, ohne die Erlaubnis zu erhalten. Wo ich mich auch mit der Kamera sehen ließ, folgte ein Polizist auf Schritt und Tritt.

Von dem Besuch der Kohleninseln ist schon weiter oben berichtet worden. So freundlich wie auf Takaschima sollte ich auf der Schiffswerft nicht aufgenommen werden. Von allen Seiten war mir versichert worden, der Besuch der Werft werde niemand gestattet. Unangenehm zu hören, daß gerade das größte Werk japanischer Ingenieurkunst, von wo die schönen Drei-Schraubendampfer kommen, nicht besichtigt werden dürfe. Ein Schlauberger von einem Amerikaner riet, mir von dem deutschen Konsul ein Empfehlungsschreiben geben zu lassen, das mir die Werfttore sicher öffnen werde. Dieser Rat verlangte reifliche Überlegung.

Wo immer ich im Ausland mit Amtsvertretern des lieben Vaterlandes zu tun gehabt hatte, war ich an garstigen Erfahrungen reicher geworden. Die Herren verlangten fürs erste Ausweispapiere, stellten viele Fragen über das Woher, Wohin, Weshalb, worauf es dann Redensarten, hochmütig und dämlich zugleich, oder barsche Abweisungen gab. Das hatte bei mir den Grundsatz befestigt: Lieber zu wildfremden Menschen als zu einem Vertreter des teuren Vaterlandes. Wenn ich wieder einmal Auskunft benötigte, ging ich lieber zu einem amerikanischen oder englischen Konsul. Sie haben mich stets freundlich empfangen und fast immer zuverlässig beraten, was mich erst die Größe des Vertrauens hat begreifen lassen, das sie genießen. Der englische oder amerikanische Arbeiter sieht und findet in seinem Konsul den Vertreter der hohen Obrigkeit, den Polizisten. Die Folgen dieses Zustandes sind in den Schilderungen des Niederganges des Deutschtums im Auslande nachzulesen. In Nagasaki verscheuchte schließlich der Forscherdrang die Bedenken; ich wurde einig mit mir, dem jahrelangen Grundsatz einmal zuwider zu handeln. Es brauchten ja nicht alle deutschen Konsuln gleich zu sein, und wenn doch, so war es hier auch nicht schlimm; was mich früher elend ärgerte, konnte mich jetzt nur noch heiter stimmen.

So ging ich denn in das schöne Haus am Hafenwasser, auf dessen Dach die deutsche Flagge weht. Ein wie ein preußischer Feldwebel geformter Herr führte mich ins Allerheiligste des Konsulats. Hier lud mich ein vornehmer Mann freundlich ein, Platz zu nehmen. Mein Anliegen war bald vorgetragen. Der Herr Konsul bedauerte aufrichtig, mir nicht helfen zu können. Ein Empfehlungsschreiben von ihm sei schlimmer als nutzlos. Er möchte selbst gerne Näheres über den Werftbetrieb erfahren, die Herren seien aber sehr mißtrauisch, glaubten Geheimnisse beschützen zu müssen und ließen selten einen Fremden hinein; ich möge nur hinüberfahren, zwecklos sei es jedenfalls.

Spornstreichs ging ich hinunter ans Wasser und segelte hinüber. Drüben kam gleich ein uniformierter Mensch herbeigesaust und fragte, wohin ich wolle. Na, zum Direktor natürlich. Was ich mit ihm zu tun habe? Wichtige Geschäfte zu besprechen. Nun zeigte sich der Bursche diensteifrig. Er führte mich in ein schönes, ganz neuzeitlich eingerichtetes Gebäude. Bald standen wir dem Direktor gegenüber. Er steckte in einem langen Gehrock; sein Gesicht kalt wie Eis. Von

meinem Begleiter erfuhr er, weswegen ich da sei. Ein Kanzleidiener brachte einen Sessel sowie ein Kännchen Tee. Der Direktor legte die Feder beiseite. Langsam, jedes Wort betonend, begann der alte Herr, mir zugewendet: »So, wegen Geschäften kommen Sie zu mir?«

»Geschäfte? Das ist wohl nicht das richtige Wort.«

»Keine Geschäfte? Was ist's denn sonst?«

»Ich will um die Erlaubnis zum Besuch Ihrer Werft bitten.«

»Was? Werft besichtigen? Dagegen haben wir strenge Regeln. Sie sind doch Militär?«

»Ganz und gar nicht.«

»Jedenfalls mit dem Schiffsbetrieb in Verbindung?«

»Nicht im geringsten.«

»Sie kommen von Europa?«

»Nein, von Amerika, von St. Franzisko. Dort sehen wir jede Woche Ihre schönsten Schiffe, nun will ich mich auch einmal überzeugen, ob sie wirklich hier gebaut werden.«

»Well . . .« – Der eiskalte Direktor betrachtete mich lange, lange und scharf von oben bis unten – »well, ich werde eine Ausnahme machen; ein Beamter wird Sie begleiten, aber die Kamera müssen Sie hier lassen.«

»Schade, schade. Wenn ich keine Photographie mitbringe, glaubt mir in St. Franzisko kein Mensch, daß die Drei-Schraubendampfer hier gebaut werden.«

»Well, Sie können soviele Bilder als Sie wünschen von mir haben.«

Ein Beamter erschien auf den ersten Klingelton und stellte sich in demütiger Haltung vor den Direktor. Dieser gab ihm einige Weisungen in Japanisch, worauf wir uns zweisam trollten. Etwas Neues habe ich auf dem zweistündigen Marsch nicht gesehen, weder in der technischen Einrichtung noch in der Arbeitsweise. Zweimal winkte mein Begleiter ab, als ich eine Werkstatt betreten wollte. Ob darin die Betriebsgeheimnisse verborgen wurden? Was mich vor allem interessierte, waren die Löhne und sonstigen Arbeitsbedingungen der Werft. Und hierüber konnte ich nichts erfahren, da der mitgegebene Mann keine zehn Worte Englisch sprach. Nach Beendigung des Rundganges brachte mich mein Begleiter wieder zum Direktor, der mir ein paar schöne Bilder von den Betriebsanlagen einhändigte.

Im Nagasakier Hafen liefen tagtäglich große Dampfer ein und aus. Ganz gleich, unter welcher Flagge sie segelten, sie wurden alle bestie-



gen, um ihnen soviel wie möglich von ihrem Kargo an Speisen, Getränken und Zigarren abzunehmen. Drei englische Kriegsschiffe schwersten Kalibers schaukelten tagelang im Hafenwasser. Ihre Besatzung schwankte in den engen Gassen herum und brüllte patriotische Lieder mit einer Begeisterung, die nur die Whiskyflasche liefern kann. Die englischen Schwimffelsen mußten natürlich ebenfalls bestiegen werden. Von Offizieren wie Mannschaft bin ich aufgenommen worden, wie es ein Gentleman erwartet. Gar manches Glas ist auf das Wohl der Flotte der britischen Majestät geleert worden. Hoffentlich ist dadurch der Vorsprung, den die englische Kriegsmarine der deutschen gegenüber hat, nicht allzusehr gefördert worden.

Die europäischen Hotels in Nagasaki füllten sich langsam mit weißen Gästen. Jeder Eisenbahnzug brachte frischen Zuwachs. Die Ankömmlinge hatten sich viel über Japan zu erzählen. Die meisten waren von der Reise enttäuscht. Mit Europa oder Amerika könne sich das Land der aufgehenden Sonne natürlich nicht messen. Um zu dieser Weisheit zu kommen, hatten die guten Leutchen die lange Fahrt übers Meer gewagt. Alle sehnten den ›German Mail‹ (deutschen Postdampfer) herbei, worauf sie angenehme Stunden zu erleben hofften. Er ließ nicht lange auf sich warten. Eines Morgens schaukelte ein Dampfer, einem weißen Schwane gleich, im Hafenwasser; an seinem Heck säuselte die schwarz-weiß-rote Flagge. Ganz unbemerkt war er durch das Felsentor geschwommen. Von Bord klangen vertraute Töne herüber. Die Schiffsmusikanten spielten ein lustiges Lied nach dem andern. Herrgott, wie diese alten deutschen Weisen die Brust bewegten.

Für mich gab's kein Halten mehr. Das Felleisen war bald geschnallt. Hastig eilte ich dem Hafen zu. Zwei Sampanleute ruderten mich an Bord. Endlich wieder deutschen Boden unter den Füßen!

Und doch – als sich das Schiff in Bewegung setzte, wurde es mir wehmütig ums Herz. Jetzt begann ich eigentlich erst zu fühlen, wie sehr ich das Land der aufgehenden Sonne lieb gewonnen hatte. Wäre ich noch länger darin geblieben, wahrlich, ich hätte nicht umhin können zu versuchen, Lafcadio Hearn ins Handwerk zu pfuschen.

Das Inselreich war bald im Hintergrund untergetaucht. Das Spähen nach rückwärts hatte keinen Zweck mehr. Jetzt galt's vorwärts zu schau'n, China entgegen.